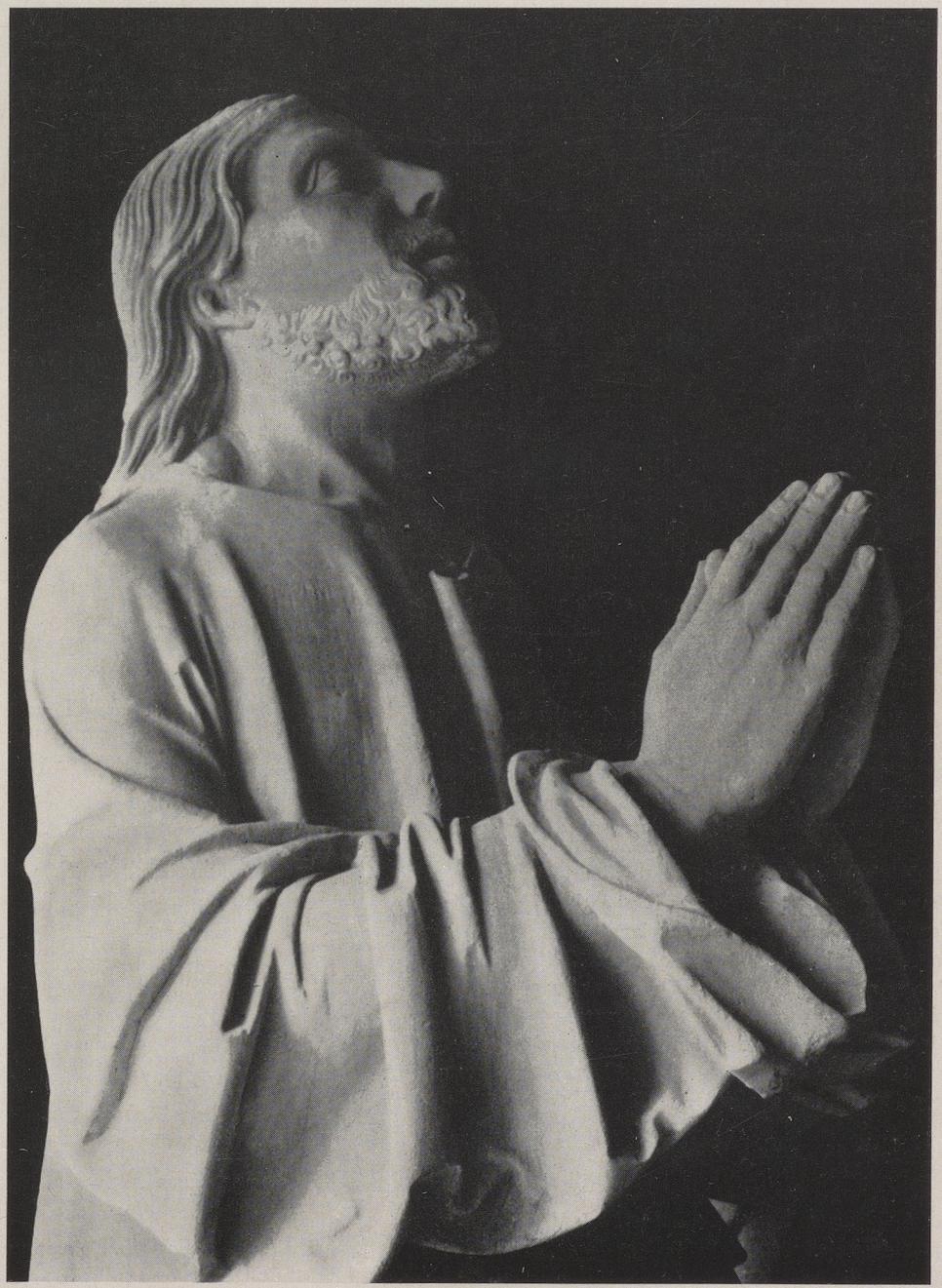


SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

1

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / MÄRZ 1967



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1967

18. Jahrgang

Erstes Heft — Januar / März

INHALT

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Bezieheren an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Der betende Christus des Adelberger Ölbergs.

Aufnahme: Ansichtskarten-Beck, Stuttgart-Bad Cannstatt

Stechpalme und Mistel – wie lange noch
Weihnachtsschmuck?
Von Otto Feucht 1

Olberge unserer Heimat
Von Gottlieb Merkle 15

Geschichte der Stadt Stuttgart. Bemerkungen
zu H. Decker-Hauff's Werk
Von Ernst Müller 29

In memoriam Staatsminister a. D.
Dr. Flecken
Von Walter Kittel 49

Zeppelin-Erinnerungen
Von Wilhelm Kohlhaas 50

Was der Rat der „Freien Reichsstadt“
Reutlingen zu den Fastnachtstfeiern seiner
Bürger zu sagen hatte
Von Hermann Mall 52

Mozarts Reisen durch das Schwabenland
Von Friedrich Baser 53

Kalendergedicht
Von Georg Müller 55

Ol-Unfälle wie erwartet
Von Wilhelm Kohlhaas 56

Buchbesprechungen 58

Mitteilung des Schwäb. Heimatbundes ... 59

SCHWÄBISCHE HEIMAT

ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE VON LANDSCHAFT, VOLKSTUM, KULTUR

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller

18. Jahrgang 1967



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

OTTO LINCK

WALTER KITTEL

ERNST MÜLLER



INHALT

GEDICHTE

Prosit Neujahr!	209
<i>Ottilie Häußermann</i> , Die grauen Reiher	69
<i>Georg Müller</i> , Kalendergedicht	55

ERZÄHLENDES

<i>Willy Baur</i> , Die Schlacht bei Salamis	182
<i>Lene Kübler-Fleischbauer</i> , Diana im Kirbachtal ...	252
<i>Rudolf Schlauch</i> , Zwischen Langenburg und Kupferzell (C. J. Weber)	137

GESCHICHTE

<i>Reinhold Broese</i> , Neue Chorographia und Historia Teutscher Nation	241
<i>Wilhelm Frh. von Koenig-Warthausen</i> , Aus den Tagen des „Nachmärz“	192
<i>Max Kohlbaas</i> †, Jugend in Stuttgart	185
<i>Otto-Günther Lonbard</i> , Die Gründung der Stadt Blaubeuren	226
<i>Ernst Müller</i> , Geschichte der Stadt Stuttgart (Decker-Hauff)	29
<i>Ernst Müller</i> , Die Staufischen Hohenlohe (Vortrag Wunder)	197
<i>Hermann Müller</i> , Die wirtschaftlichen Probleme des fränkisch-hohenlohischen Raumes	133
<i>Karl Schumm</i> , Denkmale der Geschichte in Öhringen	102

KUNST

<i>Friedrich Baser</i> , Mozarts Reisen durch das Schwabenland	53
<i>Walther-Gerd Fleck</i> , Gedanken zum Wiederaufbau des Neuen Schlosses in Stuttgart	234

<i>Hans Gerber</i> , So soll es seyn – Nikolaus Friedrich von Thouret	175
--	-----

<i>Peter Haag</i> , Zu erneuerten Kirchen im Hohenloher Land	111
---	-----

<i>Eberhard Knoblauch</i> , Zur Baugeschichte der Öhringer Stiftskirche	106
--	-----

<i>Gottlieb Merkle</i> , Ölberge unserer Heimat	15
---	----

<i>Markus Otto</i> , Die Wappenscheiben in den Rat- häusern von Wildberg und Nagold	157
--	-----

<i>Karl Schumm</i> , Johann Jakob Schillinger, Hofmaler in Öhringen	125
--	-----

<i>Ernst Seeger</i> , Aus dem musikalischen Leben im alten Öhringen	129
--	-----

VOLKSKUNDE

<i>Siegfried Greiner</i> , Aus dem Leben einer berufs- tätigen Frau um 1870	253
--	-----

<i>Hermann Mall</i> , Was der Rat der „Freien Reichs- stadt“ Reutlingen zu den Fastnachtsfeiern seiner Bürger zu sagen hatte	52
--	----

<i>Friedrich Alfred Schmid Noerr</i> , Linde	142
--	-----

NATUR UND LANDSCHAFT

<i>Otto Feucht</i> , Stechpalme und Mistel – wie lange noch Weihnachtsschmuck	1
--	---

<i>Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlobe-Waldburg</i> , Vom Wandel des Waldes	84
---	----

<i>Willy Leygraf</i> , Forstliche Schulen und Lehren in Württemberg	247
--	-----

<i>Hans Mattern und Heinrich Henn</i> , Die Walden- burger Landschaft – ihr Schutz und ihre Pflege	70
--	----

<i>Oswald Rathfelder</i> , Das Kupfermoor – ein altes und doch neues Naturschutzgebiet	92
---	----

<i>Helmut Schönnamsgrubler</i> , Württembergische Banngebiete	210
--	-----

HEIMATSCHUTZ

<i>Walter Kittel</i> , Das Blautal macht von sich reden ...	147
<i>Walter Kittel</i> , Wir haben es in der Hand (Einweg-Flasche)	196
<i>Wilhelm Kohlhaas</i> , Öl-Unfälle wie erwartet	56
<i>Wilhelm Kohlhaas</i> , Die Regenbogenbrücke	255
Jahreshauptversammlung 1967 Öhringen	206
Pfingsttage 1967 in Ochsenhausen	204
Schwarzwaldtage Villingen	261
Spendenaufwurf für den Hohenstaufen	68

GEDENKTAGE

Willy Baur zum 70. Geburtstag	183
<i>Walter Kittel</i> , In memoriam Staatsminister a. D. Dr. Flecken	49
<i>Wilhelm Kohlhaas</i> , Zeppelin-Erinnerungen	50
Rudolf Lempp zum 80. Geburtstag	234
<i>Ernst Müller</i> , Walter Grube 60 Jahre alt	184

BUCHBESPRECHUNGEN

Beiträge zur Heimatkunde des Bezirks Kirchheim u. T.	58
Boeck, Tübingen (Thorbecke-Bildbuch)	258
Borst, Geschichte der Stadt Esslingen	149
Brustgi, Sagen und Schwänke von der Schwäbischen Alb	153
Burr, Ellwangen (Thorbecke-Bildbuch)	258
Donner, Geschichte der Gemeinde Ebersbach a. d. Fils	58
Fahrbach, Stuttgarter Wanderbuch	202
Fels, Der wirtschaftende Mensch als Gestalter der Erde	201
Gedat, Burg Liebenzell (Thorbecke-Bildbuch)	258
Gommel, Als die Eisenbahn noch nicht ging	259
Greiner, Das Wildbad	58
Gronbach, Mir Hohaloher	153

Hartranft, Rundwanderungen Schönbuch	259
Himmelheber, Karlsruhe – Pforzheim – Baden-Baden	258
Jochum, Heidelberg – Mannheim – Neckartal	258
Junge, Schwäbisches Skiwanderbuch	202
Kalender	260
Kasper, Kunst- und Reiseführer Band 1–5	152
Kohlhaas, Chronik der Stadt Stuttgart 1913–1933 .	199
Der Kreis Emmendingen	202
Der Kreis Wolfach	202
Lau, Die Mühlen und Wasserwerke der Stadt Kirchheim u. T.	58
Merkelbach-Pinck, Volkserzählungen aus Lothringen	201
Naessl-Steiner, Die Meersburg	258
von Olnhausen, Als selbst Sankt Martin lachte	259
Pflüger, Rundwanderungen kreuz und quer durchs Unterland	202
Rieple, Freude mit Blumen	260
Rilling, Cannstatt seit 6000 Jahren	201
Rösler, Geliebter Boß	260
Schahl, Kunstbrevier Neckarschwaben	257
Schmidt, Rundwanderungen im Schwarzwald	202
Schmidt, Rundwanderungen Schwäbische Alb	202
Schmidt-Ebhausen, Schwäbische Volkssagen	153
Schmolz-Weckbach, Heilbronn mit Böckingen u. a.	200
Scholz-Ohff, Eine Sprache – viele Zungen	260
Schwarz, Tätowierte Geschichten	260
Der Süden in hundert Farbbildern	258
Swiridoff-Benz, Land um Teck und Neuffen	257
Thöne, Vom Bodensee zum Rheinfall	258
Thorbecke Taschenbildführer	258
Viel, Steig aus und wandere	259
Wendehals-Knöpfe, Schwaben-Spiegeleien	259

Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes

59, 154, 203, 261

Stechpalme und Mistel – wie lange noch Weihnachtsschmuck?

Von Otto Feucht

Längst ist die Weihnachtszeit wieder vorüber. Das Grün aus dem Festraum ist abgeräumt, der Christbaum selbst, das Tannreis und mit ihm die anderen immergrünen Zweige, die auch heute bei uns, wohl von England her, immer mehr zur Sitte geworden sind, *Stechpalme und Mistel*. Aber gerade diesen beiden droht gleichermaßen das Schicksal, immer seltener zu werden. Und darum soll von beiden gemeinsam hier die Rede sein und den Möglichkeiten nachgegangen werden, ihr Verschwinden zu verhindern.

Wer bei uns denkt beim Wort *Stechpalme* nicht zuerst an den Schwarzwald und an den durch seine Schönheit berühmten Palmenwald bei Freudenstadt, nach dem das weithin bekannte Kur- und Erholungshaus seinen Namen hat? Daß diesen unsere Stechpalme den Namen gegeben hat, erscheint uns ganz selbstverständlich, und doch war die Frage umstritten, denn in unserem württembergischen, evangelischen Schwarzwald sprach man ursprünglich nicht von Stechpalme, sondern von „Stechlaub!“ Wir wollen diese Frage zunächst beiseite lassen und uns zu der anderen Frage wenden, warum wir die Pflanze nur vom Schwarzwald her kennen, aber von keinem anderen unserer Waldgebirge, vor allem nicht von der benachbarten Alb her? Warum erscheint sie uns geradezu als Wahrzeichen des Schwarzwalds, mit ihrem lederartig starren glänzenden Laub, dessen Rand sich vielfach zu Dornen zuspitzt, und mit den leuchtend roten Beerenfrüchten? Daß die Blätter der obersten Zweige meist unbewehrt, ganzrandig, sind, die der untersten aber die stärksten Stacheln tragen, hat man als Anpassung an Tierfraß angesehen, aber so einfach scheint die Sache doch nicht und wir wollen solch teleologische Gedanken beiseite lassen.

Die Stechpalme, deren wissenschaftlicher Name *Ilex aquifolium* (acutifolium) genau unserem „Stechlaub“ entspricht, ist ein hervorragender Vertreter der atlan-

tischen Pflanzengruppe, die von der europäischen Westküste, vom Atlantik her, soweit nach Osten vordringt, als dorthin noch die Einwirkungen des einigermaßen ausgeglichenen Meeresklimas reichen. So findet sie sich von England und Westnorwegen her bis Greifswald und Rügen, vom Rheinland bis Hannover, vom Odenwald und den Vogesen her bis ins Bodenseegebiet, zu den nördlichen Voralpen, am Mittelmeer gar von Spanien bis Persien und weiterhin bis nach Ostasien. In unserer Heimat verläuft die natürliche Grenze vom Odenwald bis Neckarsteinach und Birkenfeld, dem Nagoldtal entlang, das sie gegen Osten nicht überschreitet, bis Altensteig und Alpirsbach, Schramberg und Villingen, weiter nach Überlingen, zum Gehrenberg und nach Isny¹. Überall nur auf sandigem, kalkarmem Untergrund. Davon, daß sie Kalkboden² bevorzuge, kann gar keine Rede sein. Meist wächst sie freilich nur strauchartig, oft in dichtem Gebüsch in Wäldern oder am Waldesrand. Um so mehr fallen Baumformen mit aufrechtem Stamme ins Auge, seltener im Walde als in Gärten und Parkanlagen. Und gerade solche Bäumchen unter wirksamen Schutz zu stellen, erscheint ganz besonders wünschenswert.

Denn gerade die baumwüchsigen sind am meisten gefährdet. Daß solche gegendweise von altersher als Christbaum ins Zimmer geholt worden sind, wissen wir von *Johann Peter Hebel*, dessen Schilderung in „Noch eine Frage“ zu den schönsten seiner alemannischen Gedichte gehört. Und wir wissen, daß solche Verwendung auch im württembergischen Teil des Schwarzwalds manchenorts noch vor einem Menschenalter üblich gewesen ist. Wie groß können solche Bäume werden? Wir hören aus dem bergischen Rheinland³ von der „größten Stechpalme Deutschlands“ bei Mittel-Enkelen im Regierungsbezirk Köln, die bei 10 Meter Höhe einen Stammumfang von 1,45 m erreicht hatte. Aus Baden



Stechpalmengebüsch bei Dennach

Aufnahme Otto Feucht

berichtet *Klein*⁴ von einem Baum bei Oberkirch mit 33 cm Stammdurchmesser und 8 m Höhe. Bei Untertengenhardt stand 1913 ein Stamm mit 9 m Höhe und 25 cm Durchmesser (in 1,3 m über dem Boden). Ein aus dem Schwarzwald stammender Baum im Forstamtgarten in Adelberg hat eine dicht über dem Boden entnommene Stammscheibe mit 22 cm Durchmesser bei einem Alter von 75 Jahren in unser Museum für Naturkunde geliefert, nachdem er im Winter 1928/29 völlig erfroren war. Und in einem alten Bericht lesen wir gar⁵, daß bei Reinerzau, auf württembergischem Boden, um 1820 ein Stechpalmbaum stand, 8,6 m hoch, mit – umgerechnet – 37,5 cm Dicke! Der Baum ist damals gestohlen worden. Wir hören, er habe einen kleinen Sägklotz ergeben, der zu „Brettern von seltener Dauer und ganz einzig in ihrer Art“ geschnitten worden sei. Das harte, gleich-

mäßig zähe Holz war und ist aber auch in geringeren Stärken sehr geschätzt, sei es zu Stützen, Hammerstielen, Schlegeln, Bergstöcken oder zu Scheiden der Holzhauer. Sogar die gerichtliche Prügelstrafe soll einst mit Stechpalmstöcken vollzogen worden sein. Und aus London hören wir, daß dort die Pferdlenker zu ihren Peitschen nur Stechpalmen verwendet hätten, die ja in England viel leichter zu beschaffen waren als bei uns.

Wenn wir von England sprechen, ist es angebracht, auch den dortigen Namen anzugeben, und dieser lautet „holly“. Wer denkt dabei nicht gleich an die kalifornische Filmstadt *Hollywood*? Aber wer denkt daran, daß dieser Name genau das nämliche bezeichnet, wie unser „Palmenwald“? Holly aber klingt an das französische *houx* an und an das holländisch-niederdeutsche *hōls*, *hulse*, und dies wiederum führt



Stechpalme bei Loffenau

Aufnahme K. H. Kindel 1965

zu dem zweiten deutschen Namen *Hülse*. So trägt im Forst Obertal noch heute ein Waldteil den Namen „Hülseneck“, und drüben in den Vogesen steht der „Hilsenfirst“, vielen Kämpfern des ersten Weltkriegs noch in böser Erinnerung. Jenseits des Rheins ist der Baum ja so bezeichnend, daß er zum Abzeichen des Vogesenklubs geworden ist. Nicht nur das Holz der Stechpalme war sehr geschätzt, auch der Bast, die Rinde, die Beeren – zu Vogelleim – und natür-

lich auch das Laub. Weniger zu Tee, der bei uns wohl keine große Rolle gespielt hat, obwohl ein naher Verwandter aus Südamerika (*Ilex paraguayensis*) den Matetee liefert, der auch hierzulande seine Freunde hat.

Hören wir einige alte Berichte aus der Freudenstädter Gegend, die der Herausgeber der „Freudenstädter Heimatblätter“ ans Licht gezogen hat: Da berichtet der 1886 geborene Holzhauer Fritz Fink-



Stechpalme im freien Feld,
mit Wildkirsche, bei Schramberg

Aufnahme Otto Feucht

beiner aus Mitteltal⁶: „Die Holzhauer von Mitteltal sind früher winters in der arbeitslosen Zeit ‚in die Palmen‘ ins Badische gegangen, die Tonbacher holten sie im Langenbach. Damals waren die Winter noch sehr schneereich und streng, und die Holzhauer waren bis zu vier und fünf Monaten daheim ohne Verdienst! Dabei hatten sie meist eine stattliche Zahl Kinder zu ernähren . . . So trieb die Not sie ins Badische ‚in die Palmen‘. Sie gingen bisweilen zwei- bis dreimal in der Woche. Zu dritt und viert machte man sich nachts um zwei Uhr auf die Strecke über die Zuflucht, Oppenau und weiter, oder über Griesbach, Peterstal bis in die Gegend Oberharmersbach. Dort schnitten sie die ‚Palmen‘ (Palmzweige) und füllten je einen Sack mit dreißig bis vierzig Pfund. Dieser wurde wie ein Rucksack auf den Rücken geschnallt und fünf oder gar sechs

Stunden lang heimwärts geschleppt . . . Bei günstigen Schneesverhältnissen nahmen sie einen Hörnerschlitten mit auf die Höhe (Zuflucht oder Zollstockhütte), um auf dem Rückweg die Säcke dort aufladen zu können. So um neun Uhr abends trafen sie wieder daheim ein. Die Palmen wurden nun auf den Stubboden geleert. Die ganze Familie setzte sich um den Palmenhaufen und zupfte die einzelnen Blätter von den Zweigen. Diese Arbeit dauerte oft bis über Mitternacht hinaus. In der Frühe des folgenden Morgens brachte dann der Vater zu Fuß die Palmblätter zum Verkauf nach Freudenstadt. Käufer waren dort Kaufmann C. A. Schmid, Tagelöhner Kantlehner, Schuhmacher Bilger. Bezahlt wurde je nach Nachfrage für das Pfund neun bis dreizehn Pfennige. Für zwei Tage schwere Arbeit somit drei bis vier Mark Verdienst! Die Palmblätter wurden



Stechpalmen auf abgeräumter Sturmfläche bei Herrenalb

Aufnahme Otto Feucht

damals zu Totenkränzen verwendet, die unter Glas aufbewahrt und in den Stuben der Verstorbenen aufgehängt wurden. Dazu diente vermutlich auch das ‚Immergrün‘ (Rippenfarn, *Blechnum spicant*), das im Herbst von den Frauen und Kindern gesammelt und an die Gärtnerei Hochstetter verkauft wurde, zu sechs oder sieben Pfennig je Pfund.“

Und nun ein Zeugnis des bekannten Schwarzwaldpfarrers *H. Hansjakob*⁷ über eine Begegnung mit einem alten Manne auf dem Zwieselberg bei Freudenstadt 1897: „Seit Jahr und Tag kann er auf dem Handwerk nimmer schaffen und muß schauen, wie er sonst Brot findet. Ein eigener Erwerbszweig, von dem ich heute zum erstenmal hörte, führt ihn nun im Frühjahr über den Kniebis und hinab ins Wolfstal, um im ‚Schappe‘, auf dem Kupferberg, Stechpalmenreiser zu holen. Er hat für hin und her neun Wegstunden zu machen und dazu einen Karren zu ziehen. Sein Weib begleitet ihn. Sie hat heut Gelegenheit gehabt, den Karren mit den Stechpalmen, die in Säcke verpackt sind, einem von Pferden gezogenen Wagen anzuhängen, und ist drum vorausgen Freudenstadt, während der Mann noch seinen wohlverdienten Schoppen trinken will. Morgen wer-

den nun die einzelnen Blätter mit vieler Mühe abgezupft und dann verkauft, das Pfund zu elf Pfennig. Heute hat das Ehepaar Freudenstadt um drei Uhr morgens verlassen und kommt abends um neun Uhr wieder heim. Der folgende Tag geht durch Abzupfen vorüber und dann können die zwei Leute 30 Pfund Blätter abliefern und erhalten dafür drei Mark und dreißig Pfennig. Das ist der Lohn für zwei mühevollen Tage und für zwei Menschen. Fürwahr, die soziale Ungleichheit im Verdienst schreit angesichts solcher Tatsache zum Himmel!“

Aus diesen Schilderungen dürfte klar hervorgehen, daß damals in der näheren Umgebung der Stadt sich das Sammeln nicht mehr lohnte, und daß zugleich mit der Ware auch der Name von der badischen, katholischen Seite übernommen worden ist und das heimische „Stechlaub“ verdrängt hat. Dort im katholischen Gebiet waren die Zweige, zusammen mit den Palmkätzchen, Hauptbestandteil des am Palmsonntag geweihten „Osterpalmen“. Die „Freudenstadt“ selbst ist ja erst 1599 zur Aufnahme protestantischer Vertriebener gegründet worden. Damit werden alle Versuche hinfällig, nach einer anderen Ableitung des Wortes Palmenwald zu



Stechpalme beim Spindlershof
über Calw

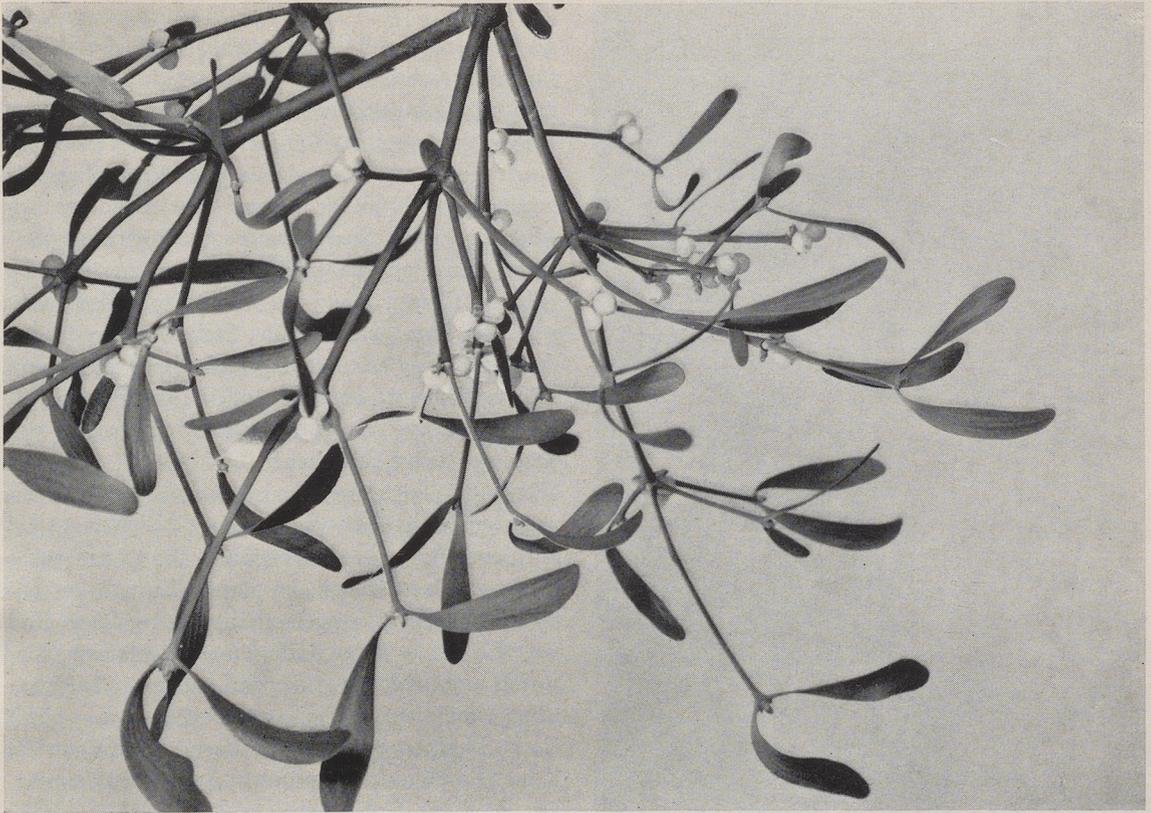
Aufnahme Otto Feucht

suchen, das ja in unserem Lande auch anderwärts sich findet, in Gegenden, in denen Stechpalmen keinesfalls in Frage kommen können.

Durch neue Ermittlungen ist nun nach freundlicher Mitteilung der städtischen Waldinspektion nachgewiesen, daß tatsächlich zu der Zeit, als die Stadt sich bewußt zum Kur- und Erholungsort auszubauen begann, gerade in dem Waldteil, der noch 1865 den Namen „am Rodter Weg“ führte, noch vereinzelt Stechpalmen zu finden waren. Aber gerade der neue, den Kurgästen zuliebe geschaffene Namen mußte dem Wald zum Verhängnis werden. Denn nun trachteten allzu viele Gäste darnach, sich zum Andenken einen Strauß, möglichst mit Beeren, mitzunehmen oder gar junge Pflanzen für ihren eigenen Garten auszugraben!

Aber dazu kam gerade damals ein zweites: Die

Umstellung des Forstbetriebs in einem Teil des Stadtwaldes zur plenterartigen Bewirtschaftung, die keine Kahlfäche mehr aufkommen ließ, weil Alt und Jung auf der nämlichen Fläche durcheinander stehen und keine Stelle mehr aufgerissen wird. Diese Art, die auch „Femelbetrieb“ genannt wird, hat sich gerade in der dortigen Umgebung im bäuerlichen Wald durch jahrhundertelange persönliche Arbeit und Sorgfalt des Besitzers in schönen Erfolgen bewährt. Sie wurde damals auch für den Palmenwald übernommen, der sich nach Standort und Bestockung als dazu geeignet zeigte, und so blieb dieser geschlossen und schattenspendend für die Besucher. Die Stechpalme verlangt aber zu richtigem Gedeihen lichten Standort oder gar freie Fläche. So zeigt das Bild vom Bernhardt Kopf bei Herrenalb den Ausschnitt einer vom Sturm geris-



Mistelzweig mit Beeren

Aufnahme Hedda Reidt

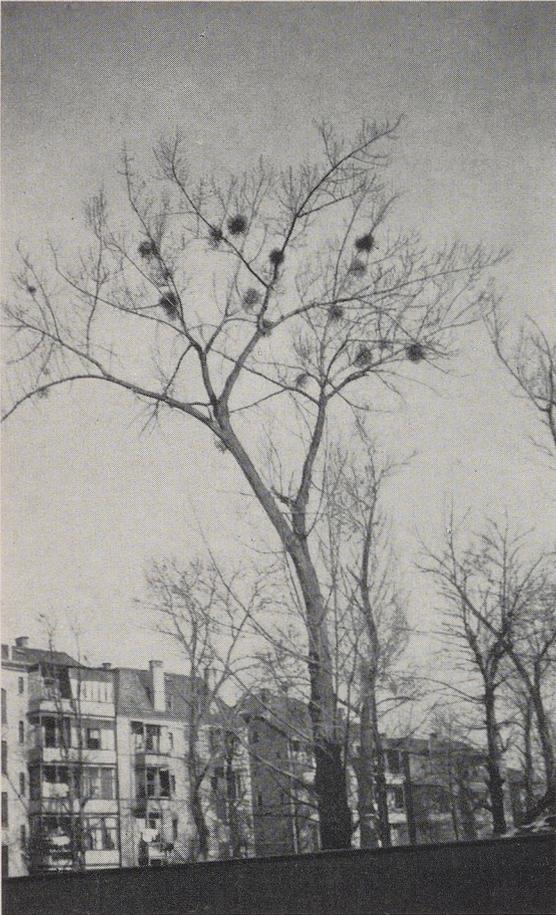
senen großen Kahlfläche, von der das Holz abgeführt ist und die schon vorhandenen oder neu angesamten Palmen sich frei ausbreiten können, während im Gegensatz dazu im dicht geschlossenen Bestand die Stämmchen sich nur notdürftig am Leben halten können.

Die beiden oben abgedruckten Berichte machen offenkundig, daß es im Schwarzwald keineswegs nur reiche „Holzherren“ und „Erzbauern“ gegeben hat, wie sie etwa Hansjakob an anderer Stelle uns so anschaulich schildert, oder gar nur Leute von der Art des „Holländermichels“ bei Hauff. Daß die armen Wäldler als Palmensammler ihre Beute gerade in den holzreichen Plenterwäldern des Westhangs ungestört holen konnten, die großenteils in bäuerlichem Besitz waren und heute noch sind, hängt wohl wohl damit zusammen, daß die Palmen von den Waldherren mehr oder weniger als Unkraut angesehen wurden, mit dem sie selbst nichts anzufangen wußten.

Die bescheidenen Totenkränzchen, von denen oben

erzählt wurde, gibt es heute wohl nirgends mehr, die Kränze und Bindereien sind viel üppiger und aufwendiger geworden. Zu solchen Zwecken wurden die Stechpalmen noch lange Zeit überall geholt in ihrem Verbreitungsgebiet. Auch im Norden wurden sie „im großen gestohlen und waggonweise in die großen Städte geschickt“². So konnte es nicht ausbleiben, daß auch bei uns der Ruf nach Schonung und Schutz immer lauter wurde. So hat schon 1907 die Kirche in Mittelal auf Bitten des Forstamts hin die übliche Ausschmückung am Konfirmationssonntag mit Stechpalmen abgestellt und hat dafür Weißstannen verwendet, die zudem viel leichter beschafft werden konnten. 1913 hat das Oberamt Calw versucht, der Ausbeutung entgegenzutreten auf Grund der vielen Klagen aus dem Raume Wildbad-Liebenzell-Calw, gleichzeitig wurden vom Innenministerium zusammen mit der Forstdirektion die ersten Schutzvorschriften vorbereitet.

Aber die zu wirksamem Schutz nötigen gesetzlichen Grundlagen hat erst das Reichsnaturschutzgesetz



Alte Stuttgarter erinnern sich noch an den einstigen Schießplatz in der oberen Rotebühlstraße (heute W. Bleyle KG), dessen mit Misteln besetzte Schwarzpappeln viel bestaunt wurden Aufnahme Otto Feucht 1910

von 1935 geschaffen. In der Naturschutzverordnung von 1936 ist die Stechpalme unter den Arten aufgeführt, die zum Sammeln für den Handel oder für gewerbliche Zwecke nicht freigegeben werden dürfen, auch nicht in Ausnahmefällen, und diese Bestimmung gilt heute noch in unserem Lande. Damit war dem Raub im Großen gesteuert. Aber wie ist's im Kleinen? Da die Entnahme eines „Handstraußes“ erlaubt ist und die steigende Zahl der Waldbesucher, der Kurgäste, der Sanatoriumsinsassen, gerade nach beerentragenden Zweigen trachtet, die dadurch für den Nachwuchs verlorengehen, ganz abgesehen von den Wanderern oder Autofahrern, und da immer wieder ein besonders kalter Winter verheerend eingreift und den Nachwuchs erschwert oder auf lange Jahre unmöglich macht – die Folgen des Winters 1928/29 sind noch nicht überall überwun-

den, auch 1955/56 hat böse Lücken gerissen –, so mag es wohl bald soweit kommen, daß der Bedarf für Weihnachtsschmuck bei uns nicht mehr ordnungsmäßig aufgebracht werden kann!

Wie ist da zu helfen? Kann etwa die Forstwirtschaft durch geeignete Maßnahmen die Neuausbreitung begünstigen? Kann sie da und dort Standorte neu schaffen, die der Stechpalme zugute kommen? Vielleicht besonders an steilen, schwer zugänglichen Hängen? Das würde wohl zwangsläufig dazu führen, daß dann gerade solche Stellen erst recht bedroht und bald wieder ausgeraubt sind, auch wenn man versucht, sie unter besondere Aufsicht zu stellen. Möglichste Duldung und Schutz sollte sich heute von selbst verstehen!

Wenn die Palmzweige aus unseren Weihnachtzimmern nicht ganz verschwinden sollen, so wird nur ein Ausweg offenbleiben: die gärtnerische Nachzucht im Großen, die auch außerhalb des natürlichen Verbreitungsgebiets durchaus gelingt. Und sie wird heute schon vielfach von Fachleuten empfohlen und gefördert. Es bedarf nur einer feuchten, windgeschützten, halbschattigen Lage, vor allem eines Schutzes gegen austrocknende Ostwinde im Winter; auch auf Kalkgrund ist sogar Anzucht möglich. Und wir finden heute in den Preisverzeichnissen der Baumschulen schon gegen zwanzig verschiedene Abweichungen vom Normalbild der Art aufgeführt, so daß die Liebhaber solcher Abänderungen immer wieder Gelegenheit finden, ihr Sortiment zu bereichern und neue Namen zu erfinden.

Abändern kann sich so ziemlich alles. Warum trägt der eine Stamm nur männliche Blüten, der andere nur weibliche, der dritte beide zusammen und der vierte wechselt gar das Geschlecht? Warum werden die Beeren eines Baumes Jahr für Jahr von den Vögeln sehr rasch abgeleert, die des anderen, dicht daneben stehenden aber Jahr für Jahr erst sehr spät und nur sehr spärlich? Warum trägt der eine sehr stark bewehrte stachelspitzige Blätter, der andere aber völlig unbewehrte, lorbeerähnliche mit glattem Rand? Warum zeigt sich da und dort Laub mit gelblichen Flecken? Warum ist der eine Partner eines anderen Paares überaus frostempfindlich, der andere aber gar nicht, obwohl sie dicht beisammen stehen? Warum breitet sich die eine Palme nur durch Wurzeläusläufer strauchartig aus, nach allen Seiten, und geht gar nicht in die Höhe, die andere aber erhebt sich sofort zum aufrechten Stamm, der blüht und fruchtet?

Frage über Frage, Rätsel über Rätsel! Und darauf nur *eine* Antwort: Die Natur kennt keine genormte

Fabrikware, bei der jedes Stück haargenau den anderen zu gleichen hat! Und sie kümmert sich auch nicht darum, wenn immer wieder irgendein Mächtiger dies als Mangel empfindet, dem abzuhelfen an Pflanzen, Tieren oder gar an Menschen er sich für befugt und für fähig hält!

*

Aber noch weit mehr Rätsel als die Stechpalme gibt uns der zweite Weihnachtsschmuck auf, die *Mistel* (*Viscum album*), deren Name immer noch allzu oft mit der *Mispel* (*Mespilus germanica*) verwechselt wird, dem heimischen Wildobst, das heute freilich kaum noch irgendwo wild zu treffen ist und auch in Gärten nur bei besonderen Liebhabern nachgezogen wird, so daß seine Früchte, die Mispeln, wohl nirgends mehr auf den Markt kommen, wie noch in vergangenen Jahrhunderten. Die *Mistel* aber kommt heute noch vielerorts auf den Weihnachtsmarkt, wo sie Aufsehen erregt durch ihre sparrige Verzweigung, ihr wintergrünes ledriges Laub und ihre weißen oder gelblichen Beeren. Ein richtiger kleiner Strauch, der nicht im Boden wurzelt, vielmehr hoch oben in der Krone von Bäumen mit seinen Senkern in lebendes Holz eindringt, der also ein richtiger Schmarotzer ist, das ist schon etwas ganz Besonderes, das zu allen Zeiten Aufsehen erregt hat und darum zu allen Zeiten besondere Beachtung und besondere Wertschätzung und Deutung herausgefordert hat!

Kein Wunder daher, daß sie schon in den ältesten Sagen eine geheimnisvolle Rolle spielt. Baldur, der reine Gott des Lichts, der Sohn der Freya, war nach einem Traum seiner Mutter vom Tode bedroht. Sie nahm daher allen lebenden Wesen auf Erden den Eid ab, ihn nicht zu verletzen, vergaß aber dabei die *Mistel*, die hoch oben in den Bäumen wuchs. Loki, der böse Gott, reichte daher dem Bruder Baldurs einen Pfeil, der aus der *Mistel* gespitzt war, um auf Baldur zu schießen, und so war dessen Tod besiegelt. Im hohen Norden, wo dieser uralte Mythos zur Wintersonnenwende zum erstenmale, altisländisch, niedergeschrieben worden ist, im 13. Jahrhundert, in der jüngeren „Edda“, kannte man die *Mistel* nur vom Hörensagen, nicht durch eigenen Augenschein, denn dort hat es nie *Misteln* gegeben. So war zu einem Zweifel gar kein Anlaß, ob es denn möglich sein könne, aus ihr einen todbringenden Pfeil anzufertigen. Und wir wissen ja, wie uralte, immer nur mündlich weitergegebene Überlieferungen mancherlei Wanderungen durchmachen und dabei Wandlungen erleiden, so daß sich sehr leicht Mißverständnisse einschleichen können. – In diesem Zusammenhang darf an den Weltenbaum



Schwarzpappel mit *Misteln*. Stuttgart-Degerloch
Aufnahme Walter Feucht 1965

Yggdrasil erinnert werden, der üblicherweise als Esche gedeutet wird, obwohl es solche im Norden nie gegeben hat und obwohl alle zusätzlichen Einzelheiten der Sage, wie Hirsche und Eichhörnchen, sehr schlecht zur Esche passen, um so mehr aber zur Eiche, auf die schon die erste Silbe des Namens hindeutet. Die neuestens ausgesprochene Vermutung², der Weltenbaum sei die Eibe gewesen, erscheint völlig abwegig.

Daß einem so geheimnisvollen Gewächs auch geheimnisvolle Wirkungen zugesprochen wurden, erscheint uns sehr begreiflich. Schon im Kult-Ritus der Kelten, lange vor der germanischen Zeit, hat die *Mistel* eine große Rolle gespielt, vor allem die auf der Eiche gewachsene, die unter ganz besonderen Bräuchen vom Druiden geschnitten werden mußte. Und als letztes Nachwehen alten Kults dürfen wir wohl die uns von England überkommene Sitte ansehen, daß am Weihnachtsabend bei Begegnung



Die „Großen Tannen“ bei Hirsau
1911: Der Gipfel des höchsten
Baumes war von Misteln besetzt,
die zum Teil vom Sturm aus-
gebrochen wurden. Die andern
Bäume zeigen die charakteristische
Kronenbildung der Weißtanne

Aufnahme Otto Feucht

unter dem aufgehängten Mistelzweig das Küssen erlaubt, wenn nicht gar vorgeschrieben ist.

Über die geheimnisvollen Heilkräfte der Mistel aber, denen auch bei uns seit dem frühen Mittelalter große Bedeutung zukam und zum Teil auch heute noch zukommt, hören wir am besten eines der alten Kräuterbücher, und zwar das, was *Adam Lonicer*, der 1586 gestorbene berühmte Frankfurter Arzt und Mainzer Professor 1573 über „Krafft und Würkung“ zu sagen weiß, wobei wir die ergänzte deutsche Neuauflage von 1737 zugrunde legen⁸:

„Eichenmistel, deßgleichen von Haselsträuchen und Birnbäumen, welches die Erde nicht hat angerührt, mit Wein gestossen, getrunken, soll den fallenden Siechtagen der Kinder wehren, darum auch etliche

dasselbe mit einem Faden, oder in Silber gefasset, den Kindern an den Hals hencken“ ... „Was sich von böser Feuchte zusammenzeucht, als Ohrklammer, und sonst allerley Geschwulst, das zeitiget der Vogelleim, von den weiß-gelben Beerlein, oder der Rinden des Mistels bereitet. Erweicht, zertheilet, und zeucht heraus, also grün zerstoßen, den Safft darein gethan. Vogelleim mit Thannenhartz und Wachs gleich viel, benimmt die Augenwerren. Mit Weyrauch auf alte rinnende Geschwür geleet, heilet es dieselbige. Vogelleim mit Goldschaum aufgestrichen, verzeucht das Halßgeschwür.“ – „Vogelleim mit Hartz vermengen, ist gut wider Verhärtung des Miltzes, und mit Wachs vermengen, ist es gut wider das Gicht der Glieder. Gepülvert Eichenmistel, mit



Apfelbaum mit jungen Misteln
bei Bad Teinach

Aufnahme Otto Feucht

aqua vitae getrunken, vertreibt das Fieber und den Schlag. Also genützet, vertreibt er den Schwindel und Geschwulst des Leibes.“ – „Eichenmistel gessen, lässet nicht außsätzig werden.“ ... „Wem die Lunge faulet und Leber, der soll Eichenmisteln in Wein sieden und nüchtern trinken, so wird er wiederum gesund.“ ... „Einem siebenjährigen Kind Eichenmisteln eingegeben, so wird es nimmermehr von der hinfallenden Kranckheit angegriffen.“ ... „Albertus Magnus spricht, „wer das pulver von Eichenmisteln Abends und Morgens in warm Bier gebrauchet, der sey, mit Gottes Hülffe, denselben Tag für der Pestilenz sicher.“ – „So einem Menschen die Nase sehr blutet und nicht aufhören will, der nehme Eichenmistel in die Hand, so vergehet es ihm also-

bald.“ ... „So ein Weib in Kindsnöthen ist und nicht gebären kann, die nehme gestossene Eichenmistel und trinke sie in Wein oder Bier, so gebiehet sie bald. Und das Kind, so sie gebohren hat, ist vor der fallenden Kranckheit sein Leben lang behüetet.“ ... In dieser Aufzählung, und ebenso in anderen Büchern, fällt am meisten die ganz besondere Wertschätzung der auf Eichen gewachsenen Misteln auf. Demnach müßte man annehmen, daß solche Vorkommen einst sehr zahlreich gewesen seien. Oder sollte umgekehrt die Seltenheit der Eichenmistel deren hohe Wertschätzung hervorgerufen haben? Heute jedenfalls ist sie aus ganz Mitteleuropa so gut wie ganz verschwunden! Die eingehenden Ermittlungen durch *Fritz Stopp*⁹ haben

nur noch ein einziges Vorkommen, in Sachsen, feststellen können, wo auf zwei Eichen uralte Mistelbüsche sich fanden, aber ohne jeden Nachwuchs. Und doch soll sie einst mindestens in Frankreich sehr zahlreich aufgetreten sein. *A. Usteri* berichtet¹⁰, daß noch um 1900 in 29 französischen Departements Eichenmisteln angegeben worden seien. Er selbst aber habe dort um 1921 kein einziges Stück finden können, und die ältesten Holzhauer hätten ihm versichert, noch nie eine Mistel auf Eichen gesehen zu haben! Er schreibt weiter: „Aus Deutschland kennt man zwei Standortsangaben, eine für die Rheinprovinz, die andere bei Marienburg. Das einzige Exemplar, das man am ersten Ort fand, liegt heute getrocknet in irgendeinem Herbarium, das vom zweiten Standort ist gestohlen worden . . .“ „In England ist die Pflanze ausgerottet.“ – Warum? Etwa gerade deshalb, weil ihr ein so hoher Wert beigemessen wurde, daß jedermann ihr nachstellte, ohne irgendwie an die Zukunft zu denken und für Nachwuchs zu sorgen? – Als vor vierzig Jahren eine Gruppe von Ärzten die Heilkräfte der Eichenmistel neu untersuchen wollte und deswegen Fragebogen über ihr Vorkommen versandte, da erhielt sie eine große Zahl von Meldungen, auch solche aus unserer engeren Heimat Baden-Württemberg. Allein die sachkundige Nachprüfung, an der sich auch der Verfasser beteiligen konnte, ergab keine einzige Bestätigung. Entweder war der gemeldete Baum gar keine Eiche, oder der auf der Eiche sitzende Busch war keine Mistel, sondern ein „Hexenbesen“, eine dichte Häufung von Trieben, oder lediglich ein Nest, von Krähe, Elster oder Eichhorn. *Stopp* berichtet von einem Fall, in dem eine Eiche mit den Ästen einer Linde so eng verschlungen war, daß, von unten aus gesehen, der Eindruck entstehen konnte, auch die Eiche trage Misteln, die aber in Wahrheit auf der Linde saßen. Ein ähnliches Beispiel zeigte sich in einem Waldteil nahe bei Stuttgart. Neben einer stark vermistelten Linde stand eine Eiche, deren Äste zum Teil so in die Lindenkronen eindringen, daß bei sehr flüchtiger Beobachtung wohl der Eindruck entstehen konnte, auch die Eiche trage Misteln. Als dort vor rund 40 Jahren eine Fläche zu Versuchen mit neuen amerikanischen Pappelkreuzungen eingerichtet wurde, fragte man sich, ob die Linde nicht beseitigt werden sollte, um Ansteckung der Pappeln zu vermeiden. Sie blieb aber stehen, bis sie nach 35 Jahren samt ihrem Nachbarn durch ein Unwetter geworfen wurde. In dieser ganzen Zeit konnte kein einziger Fall von Mistel auf den unzähligen jungen Pappeln festgestellt werden,

übrigens ebensowenig in den nahe dem Wald stehenden Obstgütern mit Apfelbäumen. Ein Beispiel dafür, daß die Möglichkeit der Ansteckung durchaus nicht überall gegeben ist.

Und damit kommen wir zu der Frage, auf welchen Baumarten überhaupt bei uns Misteln auftreten können? Zuvor ist aber noch zur Eichenmistel zu sagen, daß im Mittelmeergebiet auf südlichen Eichenarten tatsächlich Misteln sich finden, wenn auch nicht unsere heimische Art. Eine weitere Verwicklung entsteht dadurch, daß eine verwandte Art, die *Riemenblume*, *Loranthus europaeus*, im Süden auf Eichen sitzt, und daß unsere Mistel ihrerseits auf der Riemenblume wurzeln kann, somit auf Umwegen, als „Überschmarotzer“, als Eichenbewohner angesehen werden kann. Für unser eigenes Gebiet kommt die Riemenblume nirgends in Frage.

Daß von unserer Mistel drei verschiedene „Rassen“ festzustellen sind, die jeweils auf ganz verschiedenen Baumarten leben, ist das Ergebnis der Lebensarbeit *K. von Tubeufs*¹². So unterscheidet man heute, von der mehr oder weniger sagenhaften Eichenmistel abgesehen, die Kiefern-(Forchen)mistel, die Tannenmistel und die Laubholzmistel.

Die erste, die nach ihrem Hauptvorkommen neuerdings *Osterreichische Mistel* genannt wird, findet sich auf allen heimischen Kiefernarten, ganz vereinzelt auch auf unserer Fichte (Rottanne). Ihr Vorkommen in unserer engeren Heimat bedarf noch der Klärung¹¹. Von den anderen Unterarten unterscheidet sie sich durch dichtere Verzweigung der vielen, schmalblättrigen Triebe und durch kleinere, meist gelbliche Beeren. Die bei uns noch häufige *Tannenmistel* findet sich ausschließlich auf unserer Weißtanne, in den natürlichen Tannengebieten des Schwarzwalds, des Mainhardter und Welzheimer Walds, wie im Allgäu. Die *Laubholzmistel* ist wohl noch im ganzen Gebiet vorhanden, geht aber merklich zurück, am häufigsten wohl besiedelt sie unsere heimische Schwarzpappel und unsere Linden. Sie zeigt aber so manche scheinbare Ungereimtheiten, daß man vielleicht mit einer weiteren Untergliederung der Unterart wird rechnen müssen. Dafür einige Beispiele⁹: Wieso wächst sie sehr häufig auf Apfel-, aber nur höchst selten auf Birnbäumen? Warum ist sie so regelmäßig auf unserer Schwarzpappel zu treffen, aber niemals auf der Spitzpappel (Pyramidenpappel), die doch nach unserer Auffassung lediglich eine Wuchsmutation der Schwarzpappel ist? (Sollte etwa diese Auffassung sich als irrig erweisen?) – Warum meidet sie unsere heimischen Ahornbäume nahezu ganz, während sie auf



Linde mit Misteln, Stahlhof bei Jagsthausen

Aufnahme Otto Link

dem aus Nordamerika eingeführten Silberhorn (*Acer dasycarpum*) ein häufiger Gast ist? (Alte Stuttgarter erinnern sich noch des mächtigen, im „Exotischen Garten“, dem jetzigen Landesarboretum, von Herzog Karl Eugen eigenhändig neben dem ehemaligen „Wirtshaus zur Stadt Rom“ gepflanzten Stammes, der voll mit Misteln besetzt war und erst vor zwanzig Jahren abgegangen ist.) – Wieso ist sie von unseren heimischen Eichen verschwunden (vgl. oben), besiedelt aber die aus Nordamerika stammenden Roteichen? Ebenso ist unsere Esche fast mistelfrei, auch unserer Ulme, aber amerikanische

Arten werden von ihr besetzt (in Nordamerika fehlt unsere heimische Art!). Auch unsere Buche (Rotbuche) wird völlig von ihr gemieden, die Hainbuche nur selten befallen. Und wieso werden unsere europäischen Lärchen von keiner Mistel besetzt, die eingeführte japanische Lärche aber von beiden Nadelholzmisteln⁹⁾

Ohne Zweifel ist die Mistel auch bei uns stark im Rückgang begriffen, einmal weil sie, wie im Obstbau, als Schädling angesehen wird – der Schaden im Wald ist in der Regel ohne Bedeutung, da meist nur die Gipfel der Tannen befallen werden –, zwei-

tens, weil sie allmählich allzuviele Liebhaber gefunden hat, die ihr nachstellen, ähnlich wie es der Stechpalme ergeht. Und so ergibt sich, wie bei jener, die Frage, ob nicht durch bewußte Anzucht von Nachwuchs ihr Verschwinden gehemmt werden könnte. Wie verbreitet sie sich in der freien Natur? Dadurch, daß Vögel, vor allem Drosseln, die Beeren fressen und alsdann die klebrige, am Schnabel haftende Schleimhaut an Zweigen abstreifen, oder daß sie mit dem Kot die Samen auf die Äste setzen. Der alte lateinische Spruch „Turdus ipse sibi malum cacat“ sagt, daß die Drossel selbst für die Ausbreitung ihres Übels sorgt, denn aus den Beeren wurde und wird noch ein wirksamer Vogelleim bereitet, und diese Art von Vogelfang spielt ja heute noch in südlichen Ländern eine wichtige Rolle. Wenn wir uns immer wieder darüber entrüsten, daß dieser Vogelmord dort noch weiter betrieben wird, dann sollten wir nicht vergessen, daß auch bei uns noch zu Anfang des Jahrhunderts solcher Vogelfang mit Leimruten, Schlingen, Schlagnetzen und Blendlaterne erlaubt und verbreitet gewesen und erst 1908 durch Reichsgesetz unter Strafe gestellt worden ist!

Es läge nun nahe, diesen Weg der Natur nachzuahmen oder irgendwie abzuwandeln, allein alle bisherigen Versuche mit Samenübertragung zeigen, daß dieser Weg bis jetzt noch sehr unsicher und zeitraubend ist und darum wirtschaftlich kaum Erfolg bringen kann, sofern nicht eine bessere Lösung sich finden läßt. Und auch dann ist ein wirtschaftlicher Erfolg noch recht fraglich. Eine Aberntung von hohen Bäumen wird immer schwierig bleiben; was von gefälltten Bäumen, etwa Weißtannen, am Boden übrigbleibt, ist zwar als Äsung für Hoch- und Rehwild sehr willkommen, als Zierreis aber kaum mehr verwendbar. Und doch sollte eine Lösung gefunden werden, das Aussterben der Misteln zu verhüten, nicht nur wegen ihres Schmuckwertes und als Zier winterkahler Laubbäume in Parkanlagen, sondern in erster Linie wegen ihrer unstreitigen Heilwirkungen. Wenn auch die Übertreibungen der alten Kräuterbücher uns heute seltsam anmuten, so werden doch die Heilwirkungen ernstlich betont und solche werden mit dem Fortschreiten von Forschung und Erkenntnis immer wichtiger werden, so als blutgefäßerweiterndes Mittel zur Bekämpfung der Arteriosklerose. Diese Nutzung wird zweifellos sich noch steigern, mag auch A. Usteri¹⁰ die Einschränkung machen: „Wie so viele andere Pflanzenheilmittel wird auch die Mistel nur bei solchen Patienten wirksam sein können, die sich ihrer Zugehörig-

keit zur Pflanzenwelt, zur Erde und zum Kosmos bewußt sind“, so ist doch wohl kein Zweifel, daß weitere Forschung neue Erkenntnisse schaffen und die Auswertung der Mistel noch weiter vertieft wird. Und so gut heute die Stechpalme gärtnerisch angebaut wird, so gut die Christbaumzucht gesichert erscheint – es gibt genug Grenzertragsböden der Landwirtschaft, die sich dafür eignen –, so gut müßte sich auch für den Anbau der Mistel ein Weg finden lassen, mag dies auch nicht so einfach sein, wie bei jenen!

Aber freilich, allen Versuchen, für bedrohte Geschöpfe einzutreten¹³, steht unerbittlich der schroffe Grundsatz der unentwegten Nützlichkeitsfanatiker entgegen, alles, was Schaden bringe, müsse ausgerottet werden, wobei sie sich ein sicheres Urteil anmaßen über „gut“ und „böse“.

Aber müßte nach diesem Grundsatz nicht in erster Linie der Mensch selbst ausgerottet werden, der doch zweifellos an der Natur, am Ganzen, sich am meisten versündigt?

Und – der Gedanke mag absurd erscheinen, aber es verlohnt sich vielleicht doch, ihn zu überlegen: Sind wir nicht schon ganz ungewollt auf dem besten Wege dazu? Völlig friedlich, ohne Atombomben, ohne immer neuere Superwaffen, lediglich durch die immer stärkere Verschlechterung unserer Lebensgrundlagen, durch die allen Warnungen und Gegenmaßnahmen zum Trotz unaufgehalten fortschreitende Vergiftung von Boden, Wasser und Luft? Oder wollen die Fortschrittsgläubigen uns auch hierfür künstlichen Ersatz versprechen?

Anmerkungen

¹ J. Eichler, R. Gradmann, W. Meigen, Ergebnisse der pflanzengeographischen Durchforschung von Württemberg, Baden und Hohenzollern. Heft V, Stuttgart 1912. – ² H. Fr. Wiepking, Umgang mit Bäumen, München 1963. – ³ H. Förster, Die Stechpalme im bergischen Land (Mitt. d. berg. Komitees f. Naturdenkmalpflege 1913). – ⁴ Ludwig Klein, Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Baden, 1908 Heidelberg. – ⁵ O. Feucht, Vom Palmenwald und von der Stechpalme. Freudenstädter Heimatblätter, 24. 12. 1956. – ⁶ Fritz Finkbeiner in Freudenstädter Heimatblätter, 28. 1. 1958. – ⁷ H. Hansjakob, Abendläuten Stuttgart 1903 (Freudenst. Heimatblätter, 15. 7. 1961). – ⁸ Herrn Adami Lonceri ... vollständiges Kräuterbuch ... ehemals von Herrn Pietro Uffenbachio, Med. Doct. vermehret, anjetzo aber mit einer Zugabe begleitet ... von Balthasar Ehrhart, Med. Doct. Ulm 1737. – ⁹ Fritz Stopp, Unsere Misteln. Neue Brehmbücherei Wittenberg 1961. – ¹⁰ A. Usteri, Die Pflanzensammlung. Zürich o. J. – ¹¹ E. Oberdorfer, Pflanzensoziologische Exursionsflora für SW-Deutschland, 2. Aufl. Stuttgart 1962. – ¹² K. v. Tubeuf, Monographie der Mistel. Stuttgart 1923. – ¹³ Z. B. O. Feucht, Altes und Neues von der Mistel. Kosmos, Januar 1953.

Ölberge unserer Heimat

Von Gottlieb Merkle

Schon immer haben die Christen mit dankbarer Liebe auf den leidenden Herrn geschaut. Ja es gab Zeiten, wo die Betrachtung der Passion Christi und ihre Darstellung in der Kunst im Vordergrund standen, so etwa im späten Mittelalter und im Spätbarock. Den Menschen der Gegenwart fällt der Zugang zum Leid und darum auch zum Leiden Christi nicht so leicht. Und doch, meine ich, verdient ein Passionsthema unser besonderes Interesse, weil es in unserer Heimat sehr beliebt war und weil es ein klares und schönes Zeugnis der Volksfrömmigkeit ist: die Ölberge unserer Heimat, denen bisher leider nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Um sie recht zu verstehen, müssen wir uns zunächst ihren wichtigsten religiösen und formalen Grundlagen zuwenden. Die folgenden Ausführungen wollen ein kleiner Beitrag zur Erforschung der Volksfrömmigkeit sein¹.

A. Religiöse Grundlagen

1. Die biblischen Berichte

Die biblischen Grundlagen für die Ölbergdarstellung finden sich bei drei Evangelisten, bei Matthäus 26, 36–48, Markus 14, 32–44 und bei Lukas 22, 39–47. Die Berichte bei Matthäus und Markus sind in Inhalt und Umfang einander sehr ähnlich. Nach Matthäus fiel der Herr auf sein Angesicht. Bei Markus heißt es: Er fiel auf die Erde. Beide berichten von einer Betrübnis bis zum Tod, Markus darüber hinaus von Zittern und Zagen. Die Erzählung bei Lukas ist kürzer, aber anschaulicher. Zum Eigenbericht des Lukas gehören drei Punkte: Jesus betet auf den Knien – Es erschien ihm ein Engel und stärkte ihn – Sein Schweiß wurde wie Blutropfen, die auf die Erde rannen. Natürlich wurden gerade diese drei Dinge für die künstlerische Darstellung von besonderer Wichtigkeit. Alle drei Evangelisten berichten vom Gebet des Herrn und erwähnen den Kelch, die Metapher für die Bitterkeit des Leidens Christi, und den Schlaf der Jünger. Die Todesangst Christi wird von Matthäus und Markus in den Meierhof Gethsemanie beim Ölberg, von Lukas einfach an den Ölberg verlegt. Alle drei Berichterstatter meinen den etwa 1 km von Jerusalem entfernten

Ölbaumberg, der mit seiner Kuppe die Höhe von 810 m erreicht und an dessen Ostabfall die Orte Bethphage und Bethanien liegen. Zusammenfassend dürfen wir sagen: Aus den biblischen Berichten ergeben sich für die Ölbergdarstellungen folgende Bildelemente: Christus betet, ein Engel stärkt, die Apostel schlafen, und die Handlung spielt am Ölberg.

2. Die Passionsmystik

Zu den formenden Kräften der Ölbergdarstellung gehören auch die Impulse, die von der Mystik, speziell der Kreuzesmystik, ausgingen. Ich kann sie hier nur kurz erwähnen. Bei dem schwäbischen Mystiker Heinrich Seuse (1295–1366) lesen wir im 1. Kapitel seines Minnebüchleins, wie dieser große Kündler der Gelassenheit, die er mit Meister Eckehardt teilt, doch auch einer der edelsten Vertreter der Mystik des Leidens ist. Er betrachtet die Marter und grundlose, d. h. abgrundtiefe Angst im Herzen Jesu und die Marter, die der zarte Leib aus königlichem Geschlecht leiden mußte, als er mit blutigen abrinnenden Schweißtropfen begossen wurde. Dann betet Suso zu dem Herrn: „sieh an die unordenhaften Angst und trurekeit mins hertzens und salb es mit den selben röselechten (rosenroten) tropfen, daz es in aller trurekeit und widerwertikeit von dir werde gesterket und in dir ware freude, stäteklich werde erfroewet“. Es geht also bei dem Gottesmann um liebende Betrachtung der Todesangst des Herrn, um Teilnahme an dessen Leiden aus Minne, die ja der allumfassende Grundzug seines Wesens war, und um die daraus fließende Kraft für eigenes Leid. In den Visionen der hl. Birgitta von Schweden tritt bei den Passionsbetrachtungen ein stark realistischer Zug auf. So lesen wir in den Revelationes der Heiligen: „Wer vermag die Angsten meiner hl. Menschheit zu begreifen, als ich am Ölberg flehte, daß der Kelch der Leiden an mir vorübergehen möge, und als Blutropfen aus meinem Leibe drangen“ (4. Buch, 126. Kap.).

3. Passionsspiel und Passionsmusik

Noch wichtiger für die Entwicklung des Ölbergbildes dürfte aber der Einfluß der Passionsspiele sein. Wir

haben in der Diözese Passau noch Aufzeichnungen dafür, wer Christus, den Engel oder einen Jünger spielen durfte. Den Passionsspielen verdanken wir das Anschauliche und Realistische. Auf sie geht wohl die oft sehr breit geschilderte Nebenszene mit Judas und seinen Schergen zurück, das zuweilen theatrale Gebaren des Engels, die Lebensnähe der schlafenden Jünger, die lebendige Szenerie und der kullissenartige Aufbau mancher Ölberge. Wer sich die Ölberg-Kleinplastiken im mainfränkischen Museum in Würzburg, die vermutlich als Modelle für große Ölberge dienten, ansieht, wird unwillkürlich an die Bedeutung der Passionsspiele für eine dynamische und realistische Darstellungsweise denken müssen. Eine Nachwirkung der dramatischen Passionsspiele sind die anschaulichen Ölbergandachten in Bayern. Von der Abtei Schäftlarn bei München erhielt ich folgende Mitteilung: „Hier war bis ca. 1950 an den Sonntagen der Fastenzeit nachmittags eine Ölbergandacht, wobei im Hochaltar ein ‚Ölberg‘ aufgerichtet war, an dem die Todesangst Christi (seine ‚drei Fälle‘ und die Tröstung durch den Engel) an beweglichen Figuren vorgeführt wurde. Diese Figuren wurden mit Schnüren künstlich bewegt und sind künstlerisch ohne Wert. Sie stammen aus der Zeit nach der Säkularisation, vielleicht um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. – Ich konnte trotz Suchens und Nachfragens nichts über einen Ölberg aus der Barockzeit erfahren. Meines Erachtens muß hier ein barocker Ölberg gewesen sein. Vor mehreren Jahren wurde hier in einer Rumpelkammer eine fast lebensgroße Holzfigur eines in Todesangst betenden Christus gefunden, die wohl aus einer barocken Ölbergdarstellung stammen dürfte.“ Auch von anderen Orten wird Ähnliches berichtet: Im Rahmen von Ölbergandachten ließ man die Figur Christi dreimal auf den Boden fallen und von oben her zeigte man einen Engel.

Wie stark das Interesse am Leiden des Herrn, insbesondere an der Todesangst Christi, und das Mitfühlen der Menschen mit dem ringenden Heiland war, können wir auch aus der Passionsmusik der Barockzeit erkennen. So heißt es beispielsweise in einem Gmünder Passionslied von 1760: „Ach Jesu mein, gib dich nur drein, es ist des Vaters Willen. Was gfangen an, muß sein getan, sein Ausgang muß gewinnen. Dich nit verweil, derweil ihr Heil liegt dran, wollst dich nit bsinnen Drum lasse dich abschrecken nicht, getröst sei in den Leiden. Dies Werk durch dich muß gehn für sich, von dieser Welt muß scheiden.“

4. Die Andacht zur Todesangst Christi

Gewiß hat die Begegnung mit den hl. Stätten in Jerusalem nicht bloß entscheidend zur Entstehung und Beliebtheit des hl. Grabes, sondern auch des Ölbergbildes, im besonderen des plastischen Ölberges beigetragen. Aber ebenso wichtig ist die Tatsache, daß man im Ölberg ein Trostbild für Sterbende und Hinterbliebene und ein Mahnbild zugleich sah. Darum finden wir fast alle Ölbergdarstellungen an der Außenseite von Kirchen und in Friedhöfen. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß diese Friedhöfe fast immer um die Kirche herum angelegt waren. Deswegen wurden sie ja Kirchhöfe genannt. In Niederwangen wurde noch 1824 der bäuerliche Ölberg über einem ehemaligen Beinhaus errichtet. Gelegentlich begegnen wir der Todesangst Christi auch auf Grabdenkmälern, so z. B. in Horb, Spitalkirche. Hier wird der enge Bezug der Ölbergdarstellung zur Todeserfahrung des Menschen offenkundig. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Menschen um 1500 sich unter dem Eindruck von Krankheit, Seuchen, Kriegen und Nöten aller Art lebhaft mit dem Tod beschäftigten. In diesem Zusammenhang dürfen wir auch an die weit verbreitete Weltuntergangsstimmung im Herbst des Mittelalters erinnern. Die Andacht zur Todesangst Christi war offenkundig in allen Ängsten und Nöten sehr beliebt. Darum wurden auch Kapellen zur Todesangst Christi gebaut. So ist auch verständlich, daß noch im 19. Jahrhundert an Kirchen und auf Friedhöfen, hier nicht selten im Rahmen einer Kapelle, Ölberge meist mit gemalter Landschaft aufgestellt wurden. Auf die realistischen Ölbergandachten in Bayern wurde bereits hingewiesen. Noch heute enthält das Gesang- und Andachtsbuch für das Bistum Rottenburg eine Ölbergandacht und singen die Gläubigen das wehmutsvolle Lied von Friedrich von Spee: „Bei finsterner Nacht zur ersten Wacht ertönt ein banges Klagen. Am düstern Ort im Garten dort begann ein Herz zu zagen. Es war der Herr. Er litt so schwer, die Seele rang in Qualen, in großer Not, betrübt zum Tod, der Sünde Sold zu zahlen. Den Adern heiß entquoll der Schweiß in schweren Tropfen Blutes. Sein Herz ward leer stets mehr und mehr der Stärke und des Mutes.“

B. Gestalterische Anregungen durch Schongauer und Dürer

Seit dem späten Mittelalter haben die Künstler die Ölbergbegebenheit und die Todesangst Christi sehr



1. Albrecht Dürer: Jesus in Gethsemane aus der Großen Passion

gerne dargestellt. Es geschah dies in Verbindung mit andern Passionsbildern. Aber noch viel öfter machten sie daraus ein selbständiges ikonographisches Thema. Es ist uns bekannt, daß selbst bedeutende Künstler sich mit Liebe um die Ölbergdarstellung angenommen haben. Die Hauptzeit des Ölbergbildes ist das ausgehende Mittelalter. Die Todesangst Christi wird zum bevorzugten Thema der Graphik, der Malerei und der Plastik. Die Einblattholzschnitte, Schongauer und besonders Dürer haben wiederholt dieses Thema aufgegriffen. Wir müssen deswegen ihre Ölbergdarstellung beschreiben, weil sie für die weitere Gestaltung wichtig wurde.

In seinen berühmten 12 Kupferstichen kommt Schongauer zu größter Einfachheit der Komposition. In der Ölbergdarstellung kniet Christus

vor einem steil aufragenden Felsen hinter den zu einer Dreiergruppe zusammengefaßten Jüngern, von denen Petrus und Johannes durch Beigaben (Schwert bzw. Buch) besonders gekennzeichnet sind. Johannes ruht in der Mitte, Petrus rechts außen. Schongauer liebt große Gestalten, welche den Raum füllen. Christus hebt sein edles Antlitz und die gefalteten Hände gottergeben zum Himmel, von wo ihm ein tröstender Engel über der Felspartie zuschwebt. Es ist nicht klar, ob dieser einen Kelch trägt. Hinter dem Felsen nahen sich die Schergen, geführt von Judas, der die Silberlinge im Geldbeutel bei sich trägt. Diese Nebenszene tritt aber noch sehr zurück. Charakteristisch für Schongauers Ölbergdarstellung ist also: Einfachheit der Komposition, große Gestalten, die bei den Jüngern zu einer Gruppe zusam-

mengefaßt werden, und der einsame gottergebene Christus.

Dürer hat sich wiederholt mit dem Ölbergmotiv befaßt. Eine frühe Darstellung ist die aus der großen Passion (Abb. 1), die noch aus der Zeit der Apokalypse, also um 1498, stammt. Christus kniet inmitten einer eindringlich geschilderten Felsenlandschaft, in deren Hintergrund ein geflochtener Gartenzaun und das Eingangstor, das Judas und seine Schergen eben durchschreiten, zu sehen sind. Der Herr scheint den ihm von einem schwebenden Engel vorgehaltenen Leidenskelch abzuweisen. Sein eindringlich geformtes Gesicht spiegelt das Gefühl des Zurückbebens wieder. Die Apostel sitzen im Vordergrund, und zwar Petrus mit dem Schwert links, Johannes und Jakobus rechts leicht übereinander. Auffallend ist, daß nicht alle Jünger in gleich tiefem Schlafe wiedergegeben sind. Petrus scheint in einer Art Halbschlaf zu liegen. Ja man kann sagen: Er ist dabei, im nächsten Augenblick zu erwachen. Jakobus hat wie im Alpdruck seinen Kopf gesenkt, indes der jugendliche Johannes, sein Haupt mit der auf einen Baumstumpf gestützten Hand haltend, in tiefem Schlafe liegt. Nebenbei bemerkt haben die Künstler gelegentlich schon früher bei Bildern von den schlafenden drei Magiern verschiedene Stufen in der Tiefe des Schlafes dargestellt.

Das Gefühl, daß der Herr mit einer Versuchung, und diesmal mit einer größeren, weil ganz innerlichen – zu ringen hat und der Eindruck des Zurückbebens und einer gewissen Abwehr bei gleichzeitiger Hilflosigkeit wird in der Kupferstichpassion von 1508 noch verstärkt. Hier wirft der Herr seine Hände zum Himmel empor.

Ganz anders ist die Stimmung in der kleinen Passion, die Dürer auf der Höhe seines Schaffens und nach der Begegnung mit der italienischen Kunst schuf. Der Künstler hat jetzt die Konzentration auf das Wesentliche, die klare Form und eine volkstümliche Einfachheit gefunden. In der Mitte des Bildes kniet Christus beherrschend in Profilstellung, die übrigens Lukas van Leyden in seiner runden Passion wenig glücklich nachgeahmt hat. Der Sohn Gottes hat die gefalteten Hände bis zur Stirnhöhe erhoben. Sein Haupt mit dem rührenden Fall der Locken ist gesenkt. Christus ist bereit, das Kreuz, das ihm von dem relativ großen Engel symbolisch vorgehalten wird, anzunehmen. Das Kreuz erscheint in den Wolken, die den Engel umgeben, wie in einer Gloriole. Die Gruppierung der Jünger ist ähnlich wie bei der großen Passion, aber diesmal schläft Petrus mit geöffnetem Mund und Jakobus ruht etwas ab-

seits mit erhobenem Kopf, indes Johannes noch tiefer in sorglosem Schlafe liegt.

Die weitere Entwicklung des Ölbergbildes liegt bei Dürer in der Richtung einer zunehmenden Konzentration und Dramatisierung. In der Eisenradierung von 1515 wird das Bild von der alles beherrschenden Gestalt Christi und dem Engel bestimmt. Die Jünger werden ganz in den Hintergrund gedrückt. Ihr Herr scheint ergriffen zu beten: Meine Seele ist betrübt bis zum Tod. Ihn hat die Todesangst erfaßt und Blut fließt über das kummervolle Antlitz. Die Hände sind ausgebreitet, als wollten sie sich eben zum Gebet falten. Die Gestalt Christi ist aufrecht, aber das Auge scheint im Geiste zu schauen, was auf ihn zukommt. Auf dem Felsen steht der Kelch, der bei der kleinen Passion wieder fehlte. Auf den Wolken schwebt ein großer Trostengel herbei. Aber diesmal sind nur Kopf und Flügel sichtbar. Neu ist an dieser Ölbergdarstellung, daß die Natur in die Stimmung und den religiösen Gehalt des Bildes einbezogen wird. Der Ölbaum hinter dem Herrn windet seine Zweige wie in Qual und Schmerz. Durch die wunderbare Nachtlandschaft weht der Wind. In dem Lichtglanz um Christi Haupt offenbart sich nicht nur die Erhabenheit des großen Dulders, sondern kündigt sich auch sein Sieg über die Versuchung an.

Als Sieger und Held steht dann der Herr in der Wiener Federzeichnung aus dem Jahre 1515 vor uns. Jetzt nicht mehr im Helldunkel und mit schmerzerfülltem Antlitz, sondern verklärt in ungetrübttem Lichtglanz des Triumphes über die menschliche Schwachheit, eines Triumphes mit Gottes Hilfe.

Es scheint aber, daß Dürer trotz dieser Wiener Zeichnung doch mehr dazu neigte, dem Schmerz und der Todesangst Christi Ausdruck zu verleihen, denn in zwei weiteren Zeichnungen von 1521 in Frankfurt und Berlin zeigt der Künstler den Heiland am Boden liegend wie ein lebendes Kreuz. Vielleicht hat ihn das Londoner Ölbergbild von Mantegna dazu inspiriert. Dürer übernimmt aber von ihm nicht die arma Christi insgesamt, also neben dem Kreuz auch Geißelsäule, Lanze usw.

Zusammenfassend dürfen wir sagen: Schongauers Kupferstich gibt Christus eine beherrschende Stellung in der Felslandschaft. Der Herr betet mit gefalteten Händen. Über ihm ist der tröstende Engel, und im Vordergrund ruhen die zu einer Gruppe zusammengefaßten schlafenden Jünger. Dieser Bildaufbau ist nicht neu. Aber Schongauers Stich hat ihm eine verbindliche und anregende Form gegeben.

Dürer hat in dem Ölberggeschehen sicher das entscheidende Ereignis in der Passion, die schwächste und stärkste Stunde zugleich im Leben Christi gesehen. Und er hat sich ganz persönlich mit dem Thema auseinandergesetzt, es in seinen verschiedenen Möglichkeiten ausgedeutet und dargestellt. Er hat damit wie kaum ein anderer Künstler den biblischen Bildinhalt entscheidend künstlerisch geformt: den betenden Christus, den er kniend, ringend und gottergeben zeigt, aber auch als das vom Leid zertretene Geschöpf und als verklärten Helden. In Dürers großer Holzschnittpassion von 1498 dürfen wir eine wichtige Anregung für die Ölberge unseres Landes sehen. Ihre Schöpfer übernehmen von dem Nürnberger Meister einen beachtlichen Teil des Kompositionsschemas, die Auflockerung der Jüngergruppe, die unmittelbare Begegnung des leidenden Herrn mit dem Engel, das Kommen des Judas und seiner Schergen durch das Tor am weidengeflochtenen Gartenzaun, die reiche und liebevoll geschilderte Landschaft. Nicht übernommen aber wurde von Dürers großer Passion die abwehrende Haltung der Hände Christi gegenüber dem Leidenskelch. Noch weniger konnten sich die schwäbischen Künstler entschließen, die fassungslos zum Himmel ausgestreckten Hände Christi auf Dürers Kupferstichpassion von 1508 nachzuahmen. Christus bleibt bei allen schwäbischen Ölbergen trotz realistischer und breit erzählter Nebenszenen der gestalterische und geistige Mittelpunkt und der schmerz erfüllte, aber letztlich beherrschte Herr in würdiger Haltung. Im Ölbergbild seiner kleinen Passion gab der Nürnberger Meister Anregungen für die Konzentration des Bildinhaltes, die Vertiefung des religiösen Gehaltes, eine vereinfachte Szenerie mit bewußter Zurückdrängung der Nebenszene, die demütige gottergebene Haltung Christi und schließlich für einen Engel mit dem Kreuz. Von Dürer gingen auch Impulse für eine Steigerung des seelischen Ausdrucks und eine stärkere Einbeziehung der himmlischen Sphäre in die Ölbergdarstellung aus, doch gewann diese zunächst keine größere Bedeutung mehr, weil die große Zeit der Ölberge vorbei war.

C. Die Ölberge in unserer Heimat

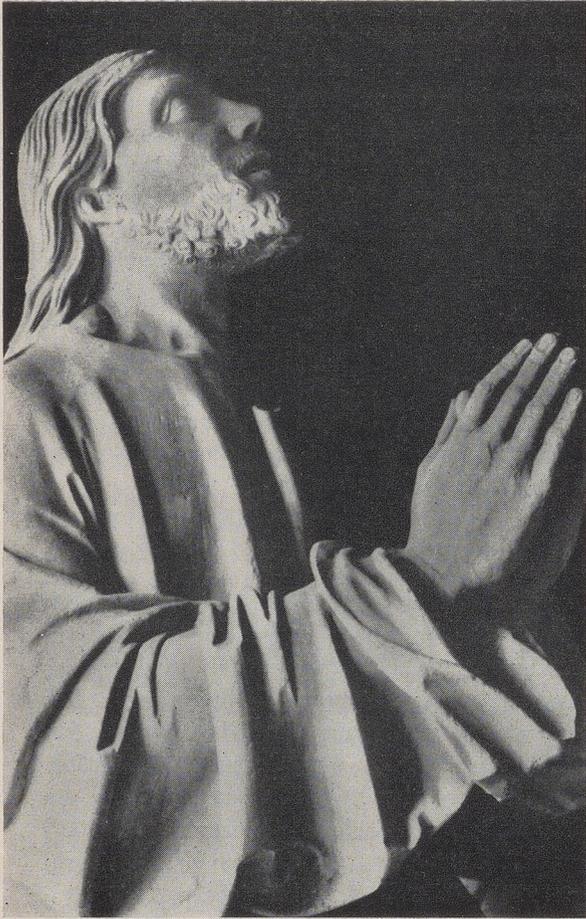
I. Die Ölberge am Ende des Mittelalters

In der Zeit um 1500 finden wir den Ölberg im ganzen süddeutschen Raum und im Elsaß. In andern Gegenden, beispielsweise im Rheinland, spielt er eine relativ geringe Rolle. Bei uns dagegen gab es viele

Ölberge. Vielerorts sind sie erhalten geblieben, und zwar in katholischen und evangelischen Gemeinden. Anderswo erinnert eine leere Nische an der Kirchwand an einen abgegangenen Ölberg. Zuweilen ist noch ein Teil der Figuren vorhanden oder mit solchen aus späterer Zeit verbunden. Die Qualität der Ölbergdarstellungen ist verschieden, aber in der Regel ist sie ordentlich, ja teilweise gut und sehr gut. Wir können und wollen uns im folgenden nur mit den Ölbergen in Württemberg und Hohenzollern beschäftigen. Wir müssen im allgemeinen auch auf stilistische Hinweise und Zusammenhänge wie etwa mit fränkischen Ölbergen, sowie die Zusammenfassung und Charakterisierung bestimmter Typen und den Nachweis über ihre Entstehung im Rahmen dieser Veröffentlichung verzichten.

1. Allgemeine Übersicht

Ich gebe im folgenden zunächst einen Überblick über die mir bekannten spätgotischen Ölberge in Württemberg und Hohenzollern. Es wird darüber hinaus noch weitere bedeutende Ölberge geben. Der Leser wird bereits aus der Übersicht erkennen, daß die Ölberge nicht in allen Gegenden gleichmäßig verbreitet waren bzw. erhalten sind: Adelberg, um 1510 – Altheim Kr. Saulgau – Altshausen, um 1500 – Amtszell, Ende des 15. Jh. – Beuren Kr. Nürtingen, um 1520 – Biberach/R. – Bönningheim, 1480/90 – Börlingen Kr. Göppingen, 1510/20 – Crailsheim, um 1520 – Ebenweiler Kr. Saulgau – Ehingen a. D., um 1520 – Grüningen Kr. Saulgau – Groß-Süßen, um 1510/20 – Gruol Kr. Hechingen, um 1500 – Habstal Kr. Sigmaringen, Jünger um 1520 – Haigerloch, Schloßkirche – Heilbronn a. N. (abgegangen) – Horb a. N., Stiftskirche und Spitalkirche, 1575/76 – Isny, Ölbergkapelle ohne Figuren – Kirchheim i. Rieß, um 1500 – Kißlegg, um 1470 – Königseggwald Kr. Saulgau, um 1510 – Künzelsau – Lauffen a. N., um 1510 – Menelshofen Kr. Wangen, Ende 15. Jh. – Mengen, Pfarrkirche, um 1520 – Munderkingen, heute München, Sammlung Böhler – Murrhardt, Walderichskapelle, um 1520/30 – Neuffen Kr. Nürtingen, um 1520 – Öhringen – Oberroth bei Gaildorf, Anfang 16. Jh. – Riedlingen, Spitalkirche – Ringschnait Kr. Biberach – Rohrdorf Kr. Wangen, Ende 15. Jh. – Rottenburg a. N., an der Morizkirche, um 1500 – Rottweil, Lorenzkapelle, um 1490 – Saulgau, Stadtpfarrkirche, um 1500 – Scheer Kr. Saulgau, 1492 – Schemmerberg Kr. Biberach, Jünger um 1500, Hässcher 1700, Christus neu – Schwäb. Gmünd, Salvatorkirche, obere Kapelle, 1620 – Schwäb. Hall,



2. Christus vom Adelberger Ölberg

Kirche St. Michael, 1506, und Kirche St. Katharina, um 1500 – Taberwasen bei Horb, um 1500 – Ulm, Münsterplatz, 1516/18, abgegangen – Veringendorf – Veringenstadt, Peterskapelle, um 1510 – Wangen, Rochuskapelle, 1593. Einige der genannten Ölberge wollen wir im folgenden beschreiben.

2. Die Ölberge in Adelberg, Börtlingen und Groß-Süßen

Wenn man von plastischen Ölbergen am Ende des Mittelalters und an der Wende zur Neuzeit sprechen will, darf man zunächst eine Gruppe von Ölbergen aus Sandstein nennen, die wahrscheinlich alle vom ehemaligen Prämonstratenserkloster Adelberg, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit von dem tüchtigen Abt Leonhard Dürr angeregt worden sind. Es handelt sich um drei bedeutende Werke im Kreis Göppingen, in Adelberg, Börtlingen und Groß-

Süßen. Wenn wir sie hier zusammen erwähnen, dann geschieht es, weil sie in einem gewissen künstlerischen Zusammenhang zueinander stehen. Adolf Schahl bringt diese Ölberge teilweise in Zusammenhang mit dem Ölberg in Speyer von Hans Seyffer.

Der Adelberger Ölberg (Abb. 2) befindet sich heute neben der Ulrichskapelle in einer überdachten Ecke des Friedhofs. Erhalten sind nur die lebendigen und ausdrucksstarken Figuren. Das Gehäuse und die Gruppierung ist neu. Die Sandsteinplastiken sind überlebensgroß, teilweise beschädigt und ergänzt. Jeder Betrachter ist von der Monumentalität und Qualität der Bildwerke beeindruckt. Christus kniet in der seit Schongauer und Dürer beliebten Stellung, beherrscht und andächtig. Er schaut zu dem Engel, der ein Kreuz trägt, auf. Petrus und Jakobus liegen langgestreckt am Boden, Petrus rechts, das Schwert in den Händen. Johannes sitzt hinter Jakobus auf einem Stein und schläft auf seinen über dem Evangelienbuch verschränkten Armen. Am Stein schlängelt sich eine Eidechse empor. Johannes und die zwei liegenden Apostel sind eine plastische Meisterleistung. Im Hintergrund stehen Judas und ein Scherge mit einem Strick. Der Ölberg dürfte um 1510 entstanden sein. Schahl schreibt den Ölberg einem Backofen Schüler zu.

Auch in der Nachbarschaft von Adelberg, in Börtlingen auf dem Kirchplatz, vermutlich dem ehemaligen Friedhof, findet sich in einem kleinen kappenartigen Gehäuse mit fast quadratischem Grundriß ein Ölberg aus Sandstein. Über Johannes und Jakobus schreitet Judas mit seiner Begleitung durch das Tor. Petrus sitzt etwas abseits, am weitesten von Christus entfernt. Christus kniet rechts. Der sehr edel und ausdrucksvoll geformte Heiland erinnert ganz an den Adelberger Christustyp. Auch die Johannésgestalt ist der von Adelberg sehr ähnlich, nur sind beide Figuren kleiner. Auf dem Ölberg in Börtlingen schwebt Gott Vater in einem Wolkenkranz. Seine Linke hält die Erdkugel, die mit einem Kreuz gekrönt ist. Seine Rechte erhebt er zum Segensgestus. Diese Zutat wirkt in diesem Umkreis altertümlich. An dem Stein, auf dem Jakobus sitzt, kriecht eine Schnecke empor, während am Stein des Johannes ähnlich wie in Adelberg sich eine Eidechse emporschlingelt. Unterhalb von Christus aber sehen wir ein in den Umrissen nicht ganz faßbares, am ehesten einer kleinen Schildkröte ähnliches Tier. Was bedeuten diese Tiere? Sind sie einfach Ausdruck des Realismus jener Zeit? Sind sie ein Hinweis auf die mitfühlende Natur oder sind sie Symbole der Sünden, deretwegen der Herr sei-

nen Leidensweg gehen muß? Der Ölberg in Börtlingen steht in enger Beziehung zu dem von Adelberg und dürfte auch um 1510 entstanden sein.

Verwandt mit dem Adelberger und Börtlinger Ölberg ist der von Groß-Süßen, der an den Turm der evangelischen Kirche angebaut ist. Mit dem Ölberg ist eine Beweinung Christi verbunden. Es ist sinnvoll, Anfang und Ende der Passion zusammen darzustellen. Der Ölberg ist relativ gut erhalten und hat noch die alte Szenerie. Die Figuren sind lebensgroß, wirklichkeitsnah und individuell gestaltet. Christus kniend und mit gefalteten Händen schaut nach links zu dem auf einem Felsen stehenden Kelch empor. Wahrscheinlich ist der an einem Gewölbe angebrachte Engel mit dem Kreuz eine spätere Zutat. Petrus sitzt links. Seitlich von Christus ist eine Felswand, aus der ein Baum herausgemeißelt ist, auf welchem ein Vogel sitzt. Darunter kriecht eine Eidechse am Felsen empor. Eine solche begegnet uns auch an dem Stein, auf dem Johannes sitzt. Vor diesem und in der Nähe von Christus sehen wir eine Schnecke. Die Vorliebe für Tiere zeigt sich auch darin, daß rechts unten noch eine Schlange, eine Kröte und ein kleiner Vogel angebracht sind. Dazu kommen noch einzelne sorgfältig, aber gleichmäßig geformte Gräser. Mit sichtlicher Freude schildert der Künstler auch die Nebenszene, Judas und seine Knechte, von denen einer eben einen weidengeflochtenen Zaun übersteigt. Bei aller hohen Wertung der künstlerischen Qualität des Ölberges wird man das Werk wohl kaum Michel Erhart zuschreiben können. Es wird aber für die Zeit um 1510/20 datiert werden und in einen engen stilistischen Zusammenhang (vgl. besonders Christus und Johannes) mit dem Adelberger und Börtlinger Ölberg gebracht werden müssen.

3. Die Ölberge von Neuffen und Beuren

Rechts vom Haupteingang zur Martinskirche in Neuffen steht, in die Außenwand eingelassen, einer der bedeutendsten Ölberge Württembergs (Abb. 3). Die Jahreszahl 1504 und der Name Alberlin Schech beziehen sich auf den Stifter. Der Ölberg wird von Fachleuten Christoph von Urach zugeschrieben und auf 1520/25 datiert. Das Werk ist in Sandstein gearbeitet. Die Figuren sind überlebensgroß, gut gefaßt und recht gut erhalten. Der Aufbau ist klar und geschlossen. Christus kniet mit gefalteten Händen und erhobenem Haupt leicht seitlich rechts vor einem Felsen, über dem ein Engel mit einem Kelch schwebt. Die Haltung des inbrünstig



2. Johannes vom Adelberger Ölberg

betenden Herrn ist voller Demut und Ergebenheit. Antlitz und Hände sind edel und vergeistigt. Wahrlich ein Meisterwerk von einem plastischen Ölbergchristus. Petrus ruht rechts außen, die Hand auf das Schwert gestützt. Die beiden andern Jünger lagern auf der linken Seite etwas übereinander, und zwar Johannes oben. Die hintere Zone wird ganz von der Judasgruppe beherrscht. Sie ist ungemein realistisch in der Charakterisierung der rohen und primitiven Menschentypen und ihres Gebarens. Judas mit einem umgehängten Geldbeutel durchschreitet eben das Tor. Einer aus der Rotte klettert wie in Groß-Süßen stürmisch über den Zaun. Von diesem Hintergrund hebt sich der edle Christus sehr wirksam ab. Aber es gibt noch einen andern Gegensatz zu der wilden Schergenschar und der verächtlichen Judasgestalt: die landschaftliche Szenerie, die einmalig ist. Das ganze Geschehen spielt sich in einem Bereich



3. Ausschnitt aus dem Ölberg in Neuffen

von Gräsern und Blumen ab, die mit Genauigkeit und Liebe der Natur nachgebildet sind. Was soll dieses stille Gräser- und Blumenparadies? Es ist bestimmt mehr als der wirksame Kontrast zu einer Welt voll Rohheit, Gemeinheit und Unruhe. Ich mußte bei der Betrachtung dieses Ölberges unwillkürlich an ein altes Kirchenlied denken, wo es heißt: Da Jesus in den Garten ging und sich sein bitter Leid anfang, da trauert alles was da was, da trauert Laub und grünes Gras.

Nahe verwandt mit dem Ölberg von Neuffen ist der im benachbarten *Beuren*. Er stammt aus der gleichen Zeit. Die Christusfigur ist wieder von hoher

künstlerischer Qualität und religiöser Innigkeit. Auch hier dürfen wir an ein Werk des Christoph von Urach denken. Die Apostel allerdings sind überarbeitete Werkstattarbeiten. Das gilt auch von der Gruppe um Judas. Auf den Gräser- und Blumen-teppich wurde hier verzichtet².

4. *Der Ölberg von Schwäb. Gmünd, Salvator*

In diesem Zusammenhang möchte ich auch an den bekannten Ölberg auf dem Salvatorberg bei Schwäb. Gmünd erinnern, obwohl dieser erst 1620 geschaffen wurde. Die Auffassung des Künstlers, des Steinmetzen und Kirchenmeisters Caspar Vogt von

Gmünd, seine Konzeption und Formensprache wurzelt ja noch in der Tradition um 1500. Aus dem gewachsenen Sandstein meißelte Vogt an der Nordseite der oberen Kapelle einen der stimmungsvollsten Ölberge. Der Künstler hatte eine 1,8 m tiefe, 2,3 m hohe und 4 m breite Nische ausgehöhlt und darin eine reiche Ölbergsszene aufgebaut. Sie ist durch einen Baumstamm in zwei verschiedene Hälften geteilt, in den Bereich Christi und den des Judas, in den Bereich des Lichtes und der Finsternis. Rechts kniet der betende Herr, eine edle Gestalt, deren beseehtes Antlitz zu dem im Wolkenkranz schwebenden Engel mit Kelch und Kreuz aufblickt. Zu seinen Füßen liegen die schlafenden Apostel, ganz im Vordergrund Jakobus mit lässig herabhängenden Händen, links von Christus Petrus mit der Hand am Schwert. Das Liegen dieser beiden Jünger ist mehr ein Hängen als Liegen ähnlich wie beim Ölberg in Börtlingen. Johannes sitzt etwas rechts außen, und zwar eher nachdenkend als schlafend. Auf der linken Bildhälfte sehen wir Judas, den Verräter mit dem Beutel, in seiner Begleitung lebensnah gestaltete Häsher. Im Hintergrund ist die von Soldaten bewachte Stadt Jerusalem oder ihr Tempel angedeutet. Auch auf dem Salvatorölberg begegnen wir Tieren. Im Felsbereich um Christus sehen wir eine Eule und einen kleinen Vogel. Ein größerer Vogel sitzt auf dem rückwärtigen Gartenzaun. Über dem Wurzelwerk des Baumes kriecht eine Schlange hervor. Hinter Christus lagert eine Schildkröte. Der Ölberg ist wie üblich von einem sorgfältig gebauten Weidenzaun umgeben. Das Werk scheint schon bald Gegenstand der Bewunderung gewesen zu sein, denn der damalige Syndikus der Stadt schreibt: „Alle Bildniß im Garten (Ölgarten) sind so schön der Natur nach gestaltet, daß es eine Lust ist, solche anzuschauen und solchem nichts mangelt als das Leben.“

5. Die Tonölberge im Oberland

Auch im einst vorderösterreichischen Oberschwaben finden sich noch spätmittelalterliche Ölberge. Sie sind in erster Linie aus Holz oder Ton geschaffen. Ich möchte nur auf letztere näher eingehen. Sie begegnen uns vor allem in den Kreisen Wangen und Saulgau. Im Umkreis von Wangen stehen solche Werke in Amtzell, Menelshofen und Rohrdorf, wo der Künstler am klarsten zu fassen ist. Im Kreis Saulgau sind gut erhaltene derartige Ölberge in Scheer, Altshausen und Mengen. Wir wollen uns nur diese drei näher ansehen.

In Scheer stiftete der Truchseß Andreas 1492 für die Außenwand des Chores einen Ölberg aus gebranntem Ton. Das Interesse gilt noch ganz den Personen. Die Apostelfiguren mit echt oberschwäbischen Köpfen sind mit der Felspartie aus einer Tonmasse geformt. Beherrscht wird die Szene von dem sehr schönen Christus, der Schmerz und stille Seelengröße zugleich ausstrahlt.

Dies gilt auch von dem leidenden Herrn der Ölberggruppe in Altshausen (Abb. 4), die sich trotz des gründlichen Umbaus der Kirche in der Barockzeit in einer Außennische gut erhalten hat. Sie ist ähnlich wie in Scheer farbig gefaßt. Christus, fast lebensgroß, kniet mit erhobenen ausgebreiteten Händen. Die Apostel sitzen links vor dem Felsen, Johannes wie so oft in der Mitte und Jakobus links außen, den Mantel über den Kopf gezogen. Darüber Judas und seine Helfer, die hier in die Uniform schwer bewaffneter Ritter gesteckt sind. Der Ölberg dürfte um 1500 entstanden sein.

Den Abschluß dieser Gruppe bildet der Ölberg in Mengen, der etwa 1520 geschaffen sein dürfte. Sein Aufstellungsort ist ungewöhnlich. Er steht innerhalb der Kirche, und zwar über einer bedeutenden Beweinung und Grablegung Christi, die ebenfalls aus gebranntem Ton sind und vor einer gemalten Kreuzigungsdarstellung. Im Vergleich zur Beweinung kommt dem Ölberg nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Er ist aber entwicklungs-geschichtlich trotzdem wichtig. Typisch für ihn ist der Schmerzensausdruck in dem aufwärts schauenden Kopf und in den ähnlich wie in Altshausen erhobenen und ausgebreiteten Händen Christi. Man glaubt, das innere und äußere Beben des Herrn, seine Todesangst, direkt zu spüren. Diese wird vor allem beim Vergleich mit Scheer deutlich. Natürlich kann in Ton nie jene künstlerische Ausdruckskraft und Feinheit erreicht werden wie in Holz, etwa wie bei dem Ölbergchristus in der Sammlung Böhrler, München, der von Jörg Syrlin d. J. für Munderkingen geschnitzt wurde. Ebenso bedeutsam ist die Intensivierung der Nebenszene (Judas mit den Schergen). Neben der Rotte treten die behäbig schlafenden Jünger zurück. Im übrigen wollen Ölberg und Beweinung zusammen wie in Groß-Süßen betrachtet werden. Sie schildern Anfang und Ende der Passion. In der Mengener Volksfrömmigkeit steht aber schon seit eh und je die trauernde Maria aus der Beweinung ganz im Vordergrund. Jedoch der Ölberg dürfte ihr den Namen geben: die Ölbergmutter von Mengen.



4. Der betende Christus
aus dem Ölberg in Altshausen

II. Die Ölberge der Barockzeit

Auch in der Barockzeit überwiegen die plastischen Ölbergdarstellungen. Sie treten im Vergleich zur Zeit um 1500 aber sehr zurück. Mit ein Grund dafür ist die Tatsache, daß jetzt andere Passionsmotive weite Verbreitung fanden, nämlich der Kalvarienberg und der Kerker- und Geißelheiland. Man darf hier nur an die große Verehrung des Geißelheilandes in der Wieskirche erinnern.

Die Übersicht kann deswegen nur relativ wenig Orte mit einer barocken Ölbergdarstellung aufzählen. Im Oberland nenne ich Kappel Kr. Ravensburg, Bad Waldsee, Friedhofskapelle, Kloster Sießen bei Saulgau und als späteres Beispiel Niederwangen (Allgäu) von 1824. Am geschlossensten tritt uns

die barocke Ölbergdarstellung wieder im Kreis Göppingen gegenüber. Wir finden sie hier in Wiesensteig, Deggingen, Nenningen, Westernheim und Ottenbach (hier nur eine kleine, volkstümliche Gruppe von 1684).

1. Die Ölberge im Oberland

Einer der interessantesten Ölberge aus der Barockzeit, und zwar noch aus dem 17. Jh., findet sich in der Kirche zu Kappel Kr. Ravensburg (Abb. 5). Charakteristisch ist dessen bühnenartiger Aufbau und die Steigerung der realistischen und dynamischen Darstellungsweise. Christus steht auf einer großen Felskulis mit gefalteten Händen, vor ihm auf steilem Felsen und Wolken ein Engel. Die Gestalt des Erlösers wirkt höfisch verfeinert, ist etwas



5. Der Ölberg in Kappel
(Ausschnitt)

geziert und von sensiblem Ausdruck. Links von Christus stürmt Judas über die Felswand. Er ist fast so groß wie der Heiland. Sein Mund, der in einem vollbärtigen Gesicht sitzt, ist wie zum Rufen weit geöffnet. Mit stürmischer Wildheit und fanatischer Freude zeigt der Verräter auf Christus. Gestalterisch steht die Verräterfigur weit über der des Christus. Die Schergen tauchen eben hinter der Felskulisse auf. Wir sehen daher nur ihre Köpfe. Die schlafenden Jünger ganz im Vordergrund scheinen unmittelbar dem Leben abgelascht zu sein. Petrus sitzt mit gekreuzten Beinen. Jakobus hat die Füße in Fersenstellung, so daß der Betrachter die Fußsohlen sieht. Der Ölberg ist ein Meisterwerk künstlerischer und lebendiger Gestaltung, aber auch ein

Dokument für den Verlust an geistigem und religiösem Gehalt. Dieser Ölberg ist ein Stück verweltlichten Passionsspieles, bei dem Judas und die unbekümmerte Natürlichkeit der schlafenden Jünger fast interessanter und wichtiger sind als der Herr. Gegen Ende des Barocks beschränkt sich die Darstellung des Ölberggeschehens nicht selten auf die beiden Gestalten Christus und Engel. Sie konzentriert sich ganz auf die Todesangst des Herrn. Ein hervorragendes Beispiel dafür aus dem 18. Jh. steht in der Friedhofkapelle in Bad Waldsee (Abb. 6). Mit liebender Teilnahme läßt der Künstler J. G. Reusch den mitleidigen Engel den ohnmächtig umsinkenden Christus halten. Die Ölbergsszene hat hier eine ganz dichte Form bekommen, und zwar sowohl



6. Die „Todesangst Christi“
in der Friedhofskapelle
Bad Waldsee

im Inhalt wie in der Form. Das Bildwerk „Die Todesangst Christi“ steht in einer kleinen Nische und ist das Gegenstück zu einem nicht weniger eindrucksvollen Kerkerheiland mit der damals viel verehrten Schulterwunde. Die Passionsgruppe ist sehr realistisch und von starker Ausdruckskraft, die eine echte religiöse Ergriffenheit dokumentiert.

In diesem Zusammenhang erwähne ich auch die Ölbergtafel auf dem Hochaltar der Friedhofskapelle in Altshausen. Die Bildfläche wird fast ganz von Christus und dem Engel gefüllt. Die landschaftliche Situation wird nur allgemein durch eine dunkle Felsenwand hinter Christus angedeutet. Der Herr sitzt mit blutigem Antlitz und lässig über dem Schoß zusammengelegten Händen fast hilflos da. Der seelische Ausdruck bewegt sich zwischen Wehmut und unentschlossener Sentimentalität. Auf der linken Bildhälfte schwebt ein barock bewegter halbnackter Engel mit einem ungewöhnlich großen und

schweren Kreuz, mit dem die Leidenswerkzeuge, Dornenkrone, Strick, Lanze und Nägel verbunden sind. Dieses Bild erinnert an eine ähnliche Darstellung im Neumünster zu Würzburg, die noch realistischer ist, aber überzeugender wirkt. Christus, dessen Antlitz und Kleid blutüberströmt sind, kniet in inniges Gebet versunken. Über ihm schwebt in Wolken ein Engel, der in der einen Hand einen Kelch, in der andern ein Kreuz hält. Ein nächtlicher Himmel mit dem Mond legt über das Ganze eine wehmutsvolle Stimmung, ein Symbol der betrübten Seele des Herrn.

Beiden Tafelbildern ist die Konzentration auf Christus und den Engel und damit auf den wesentlichen Gehalt der Todesangst Christi und ein hoher Stimmungsgehalt eigen. Anregungen zu dieser Darstellungsform haben die deutschen Künstler sicher von der italienischen Kunst übernommen. Es sei etwa an die Halbdunkelmalerei und seelische Vertiefung bei dem leider im Krieg vernichteten Ölbergbild von Caravaggio (1504/06), früher Berlin, erinnert. Auch bezüglich der Leidenswerkzeuge dürfen wir italienischen Einfluß annehmen.



7. Der Engel aus dem Ölberg
in Wiesensteig

2. Die Ölberge im Kreis Göppingen

Den besten Überblick über die Ölberge in der Barockzeit können wir hier in dem Raum von Geislingen an der Steige gewinnen. Die schönste und würdigste Form begegnet uns in Wiesensteig (Abb. 7). An der Außenseite der ehemaligen Stiftskirche mit ihren noch aus der gotischen Zeit stammenden Westtürmen ist zwischen zwei Pfeilern ein Ölberg aus Stein untergebracht. Das Charakteristische an ihm ist, daß er durch ein Kirchenfenster in zwei Hälften geteilt und relativ hoch ist. Auf der rechten Bildhälfte sehen wir Christus, vor einem Ölbaum kniend, in beherrschter Haltung und mit schmerzerfülltem Antlitz. Er schaut auf zu dem

lebhaft vor vielen Wolken bewegten Engel, der mit der linken Hand dem Herrn den Kelch entgegenhält und mit der rechten auf das über ihm schwebende Kreuz hinweist. Diese Trennung von Kreuz und Kelch und die beherrschte Haltung Christi lassen aber noch nicht den Eindruck entstehen, als würde der Engel einen Trostkelch reichen.

Die andere Hälfte des Ölbergs zeigt die liegende Apostelgruppe, deren Gesichter etwas grob gearbeitet sind, die aber doch auf Fernwirkung bei Johannes die Jugend und bei Petrus das Alter klar erkennen lassen. Auf der Rückwand tauchen Judas und seine Begleiter auf. Diese Nebenszene tritt jedoch angenehm zurück. Leider sind die großen Barockfiguren mit einer zu dichten Farbschicht ge-

faßt, so daß die Steinstruktur ganz verlorengeht. Der Ölberg in Wiesensteig stammt aus dem frühen 18. Jh.

Ein anderes Bild bietet der erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene Ölberg in Deggingen. Leider wurden die Figuren aus dem alten Gehäuse entfernt und in einem modernen Haus unter Glas aufgestellt. Sie sind schlank und überlebensgroß. Christi Gestalt ist von fließender Linie, die vom Körper aufsteigend sich in den weit ausgestreckten Händen verliert. Der Herr zeigt kaum Schmerz, eher Sehnsucht nach dem Trank, den ihm ein Engel im Kelch anbietet, während dessen rechte Hand Christus das Kreuz vorhält. Wenn wir diesen Christustypus mit dem von Wiesensteig vergleichen oder gar mit dem aus der Zeit um 1500, dann müssen wir einen beachtlichen Rückgang an seelischem Gehalt und an religiöser Tiefe beobachten. Der schlanke, fast höfisch verfeinerte Christustyp mit dem gefühlsbetonten Kopf offenbart weder etwas von der Todesangst noch von dem Willen des Herrn, der großen inneren Versuchung heldisch zu widerstehen, sondern von dem sentimental wirkenden Verlangen nach Trost und Hilfe, einer Sehnsucht, die durch die ganze Körperhaltung vom Fuß bis zu den Fingerspitzen zittert. Eine großartige künstlerische Konzeption, aber ein schwerer Verlust an religiösem Gehalt.

Mit dem ausklingenden Barock beschränkt sich die plastische Ölbergdarstellung, wie schon angedeutet, immer mehr auf die Christus- und Engelsgestalt. Sie verliert aber vielfach an Gehalt und echter Ausdruckskraft und wird nicht selten pathetisch und sentimental. In der Pfarrkirche zu Nenningen steht dafür ein typisches Beispiel. Hier ist der fast wie ein weibliches Wesen wirkende Engel damit beschäftigt, Christus an Arm und Kopf zu stützen. Aber die Todesangst und die Ohnmacht des Herrn prägen sich nicht mehr wie in Waldsee in Gesicht und Gebärden aus.

Im Vergleich damit ist der Ölberg am Chor der Pfarrkirche zu Westernheim Kr. Münsingen echter und darum wertvoller. Es scheint, daß der Schnitzer besonders in der Begegnung Christus und Engel Anregungen von dem benachbarten Wiesensteig übernommen hat. Obwohl Christus ganz die Art eines überarbeiteten Bäuerleins mit gekrümmtem Rücken, überbetontem Hals und derbem, leid erfüllten Gesicht angenommen hat, spricht aus ihm doch ein großer religiöser Ernst.

Wir dürfen abschließend feststellen, daß die Ölbergdarstellung in der Barockzeit zunächst die spät-

mittelalterliche Tradition weiterführt, nämlich die Überbetonung der Nebenszenen und die realistische Ausdrucksweise. Dazu kommt jetzt ein betont dynamischer Akzent. Aber verhältnismäßig rasch wird die Szene einfacher. Erst jetzt wird verwirklicht, was schon bei Dürers kleiner Passion in seiner Eisenradierung als Anliegen sichtbar wurde: Verzicht auf das Nebensächliche und Steigerung des religiösen Ausdrucks. Judas und seine Schergen treten in den Hintergrund, Christus und der Engel beherrschen die Szene. Der Schmerzensausdruck wird gesteigert, dann aber bald veräußerlicht, ja am Ende sogar in ein theatralisches bzw. sentimentales Getue aufgelöst.

Die Ölbergdarstellungen in unserem Land gehören zu den bedeutendsten und interessantesten Zeugnissen der Volksfrömmigkeit. Sie sind ehrwürdige Dokumente der Freude des Volkes an lebensnaher bildlicher Gestaltung biblischer Gegebenheiten. Wir dürfen in ihnen einen Beweis dafür sehen, daß unsere Vorfahren nicht bloß mit dem Verstand, sondern mit Herz und Gemüt in der Welt des Glaubens standen, daß sie ein tiefes Verständnis für die Passion Christi hatten und im Aufblick zur Todesangst Christi ihre eigenen Ängste und ihre Todesangst wiedererkannten, tragen lernten und überwinden konnten. Die Zeit für derartige Neuschöpfungen der Volksfrömmigkeit mag vorbei sein. Aber wir sollten die Passionsbilder unserer Vorfahren in Ehren halten und vor dem Verfall bewahren. Wir sollten die Ölberge unserer Heimat auch wieder zu uns sprechen lassen.

Anmerkungen

¹ Das Thema wurde durch den Südwestfunk, Studio Tübingen, angeregt. In seinem Auftrag sprach der Verfasser am 7. April 1966 im 2. Programm des Südwestfunks über das Thema: Zeugnisse der Volksfrömmigkeit. Ölbergdarstellungen in unserem Land. – ² Wenn man von plastischen Ölbergen aus der spätmittelalterlichen Zeit spricht, denkt man unwillkürlich auch an die so berühmten Ölberge in Speyer, Überlingen und Ulm. Wer in Überlingen vor dem überlebensgroßen, auf den Knien liegenden göttlichen und doch so einsamen Beter steht und dessen schmerz erfülltes Antlitz betrachtet, kann ahnen, was wir in Württemberg mit dem 1807 in seinen letzten Resten abgetragenen wichtigen Ölberg auf dem Münsterplatz in Ulm verloren haben. Wir besitzen noch einen Rest von Matthias Böblinger. Er läßt uns den Aufbau des wohl bedeutendsten Ölberges in unserem Land, der 1516/18 entstand, einigermaßen erkennen. Der Ölberg stand auf einem erhöhten Platz, zu dem viele Stufen hinaufführten. Darüber war eine steinerne Spitzbogenhalle. Das Dach war eine zierlich durchbrochene gotische Steinpyramide. Einen Teil der verlorengegangenen Figuren schreibt man M. Erhart zu. – Aufnahmen 2 Ansichtskarten-Beck, Stuttgart-Bad Cannstatt, 3–7 Prof. Gottlieb Merkle.

Geschichte der Stadt Stuttgart

Bemerkungen zu H. Decker-Hauuffs Werk

Von Ernst Müller

Buchgeschichtlich ist das von der Städtischen Sparkasse und der Städtischen Girokasse Stuttgart in einer Großauflage in Auftrag gegebene Werk ein Novum, das vergleichsweise an Prachtausgaben der Geschichte des Landes Württemberg aus der späten Königszeit erinnert. Auf jeder der 350 zweiseitigen Seiten in Großformat und auf sattem Kunstdruckpapier beherrschen mehrfarbige und einfarbige Bilder, üppige genealogische Tafeln, Grundrisse, Siedlungs- und Burgenkarten, ganzseitige Fotos (die Weigand-Modelle), Faksimiles wichtiger Urkunden das Seitenbild. Es handelt sich ausschließlich um textgemäßen Bildschmuck. Von den Montagen dörflicher Kirchen und Ruinen abgesehen, die aber auch eigene Aufnahmen sind und von einer Postkartenschau sich vorteilhaft unterscheiden, sind mindestens 30 Prozent des Gesamtbestandes, insofern für den heutigen Leser und vielfach auch Kenner Novitäten, als sie zum erstenmal im Zusammenhang einer Geschichte der Stadt Stuttgart und ihres umgebenden Raumes aus Archiven geholt und stark vergrößert sichtbar gemacht wurden. Hier kann man nur staunen und bewundern und den Sparkassendirektoren ergebensten Dank sagen, daß sie dem Geschichtsschreiber so ziemlich alle Wünsche – und oft waren es äußerst entlegene Wünsche, oft auch Hobbies – in Sachen der bildmäßigen Ausstattung erfüllt haben. Wahre Kostbarkeiten und Rarissima sind darunter, die jeder Freund der württembergischen Geschichte gerne in seiner Bibliothek hat, die vielen, die sich berufsmäßig mit dem speziellen Stoff beschäftigen und ihn in Lehrmünze umsetzen müssen, bald ein unentbehrlicher Fundus sein werden.

Wir sagten: die Fotos und Karten sind kein Schmuck, es sind auch keine Erläuterungen zum Text, sondern sie sind ein Stück Textgeschichte selbst, da sie landschaftliche Sprengelgrenzen und Schriften, Architektur und kirchliche Plastik, Turmbau, Glasfenster und Buchmalereien der Anfangszeiten bis 1530 so genau wie möglich festhalten. Optisch wird der Raum Stuttgart mit diesen Überbleibseln umfassend erschlossen.

Wir verzeichnen deshalb etwas Ungewöhnliches. Die Geschichte der Stadt erscheint in dem Werk in einer gekürzten optischen und in einer ausführlichen essayistischen Darstellungsform. Der Leser hat die Auswahl, er kann in Gänze alle Forschungsergebnisse des Verfassers in den kursiv gedruckten Bildunterschriften aufnehmen. Wenn er dann Lust und Zeit hat, geben ihm streng geführte und methodisch wechselnde Untersuchungen nähere Auskunft, wie Forschungsergebnisse zustandekommen. Die Kurzform macht Vergnügen, die Untersuchung erfordert Anstrengung und ruft bei dem oder jenem auch Widerspruch hervor. Zu bemerken ist, daß im kleingedruckten Anhang auf übliche wissenschaftliche Weise alle 349 Bilder (nicht die 12 Stammtafeln, die im Haupttext erklärt werden) noch einmal beschrieben und registriert werden. Die wissenschaftliche Arbeitsweise des Verfassers bringt es mit sich, daß er zustimmend nur wenig aus der reichen Literatur zitiert (vielleicht Karl Pfaff zu wenig). Doch hier berühren wir eine Art der Geschichtsschreibung, die Forschung und Darstellung vermengt und mit mindestens nicht ganz neuen, aber doch noch weithin unerprobten Methoden arbeitet.

Aufs Ganze gesehen besteht diese Geschichte aus einem Mosaik von Einzeluntersuchungen ganz verschiedenen Charakters. Es sind ausgearbeitete Vorlesungsmanuskripte über die Landes-, Dynasten- und politische Geschichte. Schon Bekanntes wird vorausgesetzt und da mitbenützt, wo es dem Verfasser nützlich ist, ein noch unbekanntes Ergebnis zu stützen. Auf eine durchgehende Kausalität ist verzichtet. Die Forschung überwiegt die Darstellung. Erstere trägt die Züge kombinierender Originalität, letztere sinkt, wenigstens in den Abschnitten der Vorgeschichte in den einführenden Katalogstil ab und leidet eher an unpassenden Überhöhungen, die mehr ästhetischen als historisch vergleichenden Wert haben.

Decker-Hauuff schreibt aus der beflügelnden Emotion und einer antreibenden Neugierde, die etwas Barockes hat und der üblichen bekannten Nüchternheit der Württemberger auffallen muß. Ob da wohl fremde, schätzungsweise österreichische Komponen-

ten, ob da Musisches und Pathetisches mitwirkten und sich einer tüfteligen Genauigkeit angleichen? Der Verfasser hat in Wien promoviert und war als Archivar daselbst tätig, bevor er den Exodus in seine schwäbische Heimat, in sein Stuttgart gezwungenerweise nach der Katastrophe hat ausführen müssen. Ausfahrt und Heimkehr stehen in einem kreuzweis dialektisch überlagerten Verhältnis.

Das glaubte ich aus der Anordnung der 156 Kurzabschnitte des Werkes herauslesen zu können. Der unablässige Wechsel von Abschnitten rein epochenumgreifenden Charakters mit Abschnitten von pompösen Charakterschilderungen fürstlicher Persönlichkeiten, mit Vorliebe die von bedeutenden Gemahlinnen, überkreuzt sich mit dem Wechsel von familiengeschichtlichen, künstlerischen, kirchen- und baugeschichtlichen Untersuchungen. Da sind die mannigfaltigsten Methoden am Werk, um geschichtliche Epochen so lebendig und farbig wie möglich zu facettieren. Ein Bedürfnis, trockene Strecken mit am Wege liegenden Anekdoten und apokryphen Überlieferungen aus den Sammlungen von Tante Fanny lesbar zu machen, macht die Schreibweise charmant und schaumig und füllt die Seiten mit autochthonen Geschmäcklein.

So könnte man z. B. den Eingangsabschnitt, gleichsam den Prolog „Was ist uns Stuttgart“ ins Lesebuch für höhere Töchter übernehmen. Glückseliges Stuttgart, blühendes Biedermeier, kleiner Bub, der ehrfurchtsvoll die Mütze zog, wenn ihm der Vater, ein enragerter Württembergica-Sammler, aus vergangenen Zeiten erzählte und den Jungen mitgenommen hat zu den ehrwürdigen Denkmälern im Kreuzgang der Hospitalkirche oder zum alten Stockmayer, wo es die maroquinledegebundenen Bände der herzoglichen Bibliothek zu bestaunen galt oder ins Schauspiel, wo Elsa Pfeiffer die klassischen Heroinnenrollen spielte oder ins Cembalokonzert im Weißen Saal, wo Hesses Neffe Carlo Isenberg spielte, jener Isenberg, der für Hesse die Musikkapitel im Glasperlenspiel lieferte und dergleichen mehr.

Guckkastenblicke solcher Art in weit zurückliegende Zeiten der Stadtgeschichte, so steht es im Prolog, hat der erzählfreudige und vielwissende Verfasser denn auch so munter und neugierig wie möglich geschrieben. Sie sind ihm allesamt gut gelungen, und wo Verzerrungen an Irrtümer zu grenzen scheinen, da werden sie beleuchtet von der glühenden Farbe der Entdeckerfreude.

Doch da, wo die Abschnitte, besonders der ersten urkundlich belegten Jahrhunderte, auffallend stark mit ungedruckten Quellen, d. h. Handschriften aus

dem Hauptstaatsarchiv (die Deckerschen Hausheiligen Gabelklover Vater und Sohn, und die „warhaftige Beschreibung, wie das Land Württemberg zu einem Herzogtum sei erhöht worden“ des Kanzlers Feßler 1572) arbeiten, werden wir mit schockierenden Ergebnissen bekannt gemacht, die völlig neue Aspekte erschließen und daher wohl zunächst einer unkritischen Darstellung und Bekanntmachung bedürfen.

Der Verfasser nahm eine Umwertung des Quellenbestandes vor. Seine Vorgänger in der Stadtgeschichtsschreibung, wie Karl Pfaff, Eugen Schneider, Adolf Rapp, Adolf Diehl, um nur die wichtigsten zu nennen, gingen davon aus, daß Urkundenwert von historischer Bedeutung nur zeitgenössische Urkunden, womöglich Siegel-Urkunden besitzen, und daß sekundäre Quellen wie Chroniken oder mündliche Überlieferungen oder viel später geschriebene Aufzeichnungen nur kritisch verwertet werden dürfen, falls sie nicht eindeutig der Legende angehören. Decker-Hauff indes durchbrach den Alleingültigkeitswert besiegelter zeitgenössischer Urkunden auch deshalb, weil man in der Paläographie zur Erkenntnis gelangt war, daß mindestens die frühen Königs- und Privaturkunden im vornherein tendenziös abgefaßt sind und daher ihrerseits einer Untersuchung auf historische Richtigkeit bedürfen. Da nun für die frühen Jahrhunderte in Urkunden betreffend das Stuttgarter Siedlungsgebiet Nennungen überaus spärlich sind, kann es dem Forscher kaum verübelt werden, wenn er aus späteren Nennungen zur Erhellung weiter Dunkelheiten Rückschlüsse zieht im Bewußtsein, etwas Neues entdeckt zu haben.

Dazu kommt, daß da wo die Schrift schweigt, die Steine reden, deren Aussagewert aber die auf Urkunden eingeschworene Forschung von jeher bestritt. Nun hat die Bodenkunde nach 1945 ein besonders ideal zertrümmertes und aufgerissenes Stadtgelände vor sich gehabt. Mit seinem Freund Hans Koepf, einem Bauhistoriker, ist der Verfasser tagelang auf der Suche nach ältesten Mauerteilen gewesen, von denen niemand annehmen durfte, da sie gänzlich verbaut waren, sie jemals wieder in einer entsprechenden Tiefe anzutreffen und zeitlich fixieren zu können. Der von Philologen aufgestellte Grundsatz „saxa non loquuntur“ ist gleichfalls durchbrochen worden, denn eben die Steine wiesen entgegen den Urkunden, oder vielmehr die Urkunden erst recht bestimmend, auf die Gründung einer Stadt, die weit vor dem heute als üblich angenommenen Datum um 1240 liegt. Im Betreff der Archäologie kam dann der Verfasser zu ältesten, freilich vorstädtischen Siedlungsspuren, die mit den Forschungen

des Architekten Karl Weidle nicht übereinstimmen. Wohl ein Beweis, daß die Sprache der Bodenspuren auch gelernt sein will.

Nicht neu, aber originell handhabt der Verfasser die Patrozinienforschung, die uns über die ersten Siedlungen durch Nennung des Kirchenpatrons erste Hinweise der Zugehörigkeit zu einem Stamm, einer Familie, einer Herrschaft zu vermitteln weiß. Freilich gibt es auch dabei Fallen und Probleme und nicht immer sichere Leitfäden, besonders wenn man früher oder später unterscheiden will und die Kontinuitätsfrage stellt. Oft ist es so: die Erbauer von Burgen hinterließen keine Erinnerung, die Patrone von Kirchen dagegen überdauerten die Zeiten. Aus Klosterurkunden, den ältesten, die wir haben, lernen wir, wenn Stiftungen oder Schenkungen gemacht werden, gelegentlich auch die weltlichen Schenker kennen.

Das Kloster St. Gallen nennt in einer Schenkung einen Herzog Gottfried (695/710), der Güter an das Kloster stiftete, die in der heutigen Stadtmarkung gelegen waren. Was nicht weiter erstaunlich ist, der alemannisch-(schwäbische) Herzog hat Besitz im Stuttgarter Tal. Indessen, der Verfasser folgert weiter: aus den mannigfachen Galluspatrozinien in der weiteren Umgebung von Stuttgart (Fellbach, Oberlauf des Feuerbach) läßt sich schließen, daß besagter Herzog Gottfried seinen Sitz oder einen seiner Sitze am Neckar auf dem heutigen Gut Biberburg (im Raum Cannstatt – Mühlhausen) hatte. „Dort wo die Römer schon einen militärischen und zivilen Schwerpunkt gesetzt hatten“ (gemeint ist die abgegangene Martinskirche auf der linksufrigen Altenburg, die Sprengelkirche, zu der auch die heutige Stadtmarkung Stuttgart gehörte), „wo die natürlichen Linien der im Gelände vorgezeichneten Verkehrswege seit eh und je zusammenliefen, dort saß, spätestens am Ende des 7. Jahrhunderts, der schwäbische Herzog“ (S. 38).

Fragwürdiger ist das Zusammenbringen der „heiligen Ärzte“ Cosmas und Damian mit den Mineralquellen. Es handelt sich dabei um die spätere und heute als Mittelpunkt stehende Cannstatter Stadtkirche. Eine Namensübertragung des Martin finden wir in der heute noch stehenden Martinskirche in der früheren Siedlung Brie direkt unterhalb der Altenburg.

Hinweise auf Herkunft holt der Verfasser aus einer Gruppe von Titelheiligen heraus, die in vier benachbarten Pfarreien vorkommen. Das Paar Martin – Mauritius (Wehrkirche in Feuerbach) kommt aus dem fränkischen Tours an der Loire (Martin) und aus St. Maurice an der Rhône, oberhalb des Genfer Sees (Burgundisch). Das Paar erscheint mit Maria, der Patronin der Bischofskirchen von Konstanz und

Straßburg, zu der sich der heilige Michael gesellt (etwa Dorf Wangen). Maria und Michael beherrschen Bergkirchen (Wangen, Berg) Martin – Mauritius befinden sich an den Randlagen des Großsprengels Martin auf Altenburg. Sowohl die Vierergruppe als auch ihre geographische Lage scheinen dem Verfasser einen Plan anzuzeigen, der auf fränkische Missionierung und das Jahr um 700 weist, was also das Datum der Christianisierung des Gebietes um nahezu ein halbes Jahrhundert früher ansetzt als wir es bisher angenommen haben.

Einen festen Plan sieht er wirksam auch in jenen Kirchen, die rings um römische Kastelle gruppiert sind und die Titelheilige (zu den eben genannten) wie Petrus, Jakobus, Stephanus, Johannes der Täufer und „berittene Heilige“ wie Georg bringen, die vom Feudal-Adel der frühen Zeit als ihren Symbolen wohl Zeugnis ablegen. Dabei fällt auf, daß die Namensgruppen mit den Kastellbezirken wechseln. Der Rottenburger Block z. B. wiederholt das Remigius-Patrozinium, und der Köngener Block das des Columban. Die Petrus und Stephanus kommen in abgegangene Dörfern rings um Stuttgart vor. Aus dem Einflußgebiet des Klosters Lorsch (Bergstraße um 780) kommen die Heiligen Nazarius, Nabor (Zazenhausen, Offingen), wieder aus dem Fränkischen Dionysius und Hippolytus (Zuffenhausen). Fränkische Heilige sind Sigismund (wohl merowingisch) und Walpurgis (Mühlhausen).

Indessen, wo der Verfasser in die dunklen Gründe der frühen mittelalterlichen Besiedlungsgeschichte streift, da benützt er nicht nur die in unserer Landesgeschichtsforschung hochspezialisierte Methode der Namensgeschichte der Siedlungen, einschließlich für abgegangene Siedlungen, die Flurnamenforschung (H. Dölkers Standardwerk über die Flurnamen der Stadt Stuttgart nach etymologischer und siedlungsgeschichtlicher Aufgliederung), sondern er holt auch die spätmittelalterlichen Chroniken und die dynastisch ausgerichtete Renaissance-Geschichtsschreibung herbei. Bei dem dabei entwickelten Eifer weiß man nicht genau, ob der Verfasser von abwegigen Annalen-Notizen angeregt wurde oder ob es seine kombinatorische Phantasie war, die ihn zu verblüffenden Thesen aufgemuntert hat. Jedenfalls steht fest, die Kapitel „Die Anfänge des Gestüts“, „Die Erben Herzogs Liudolfs im Stuttgarter Tal“, „Das badische Stuttgart und die Stadtgründung (um 1160 bis um 1260 S. 59 bis 172) sind die aufregendsten und auch anregendsten Kapitel des ganzen Buches und werden künftighin die Landesgeschichtler zu manchen Tourieren aufrufen.

Hier einige Linien.

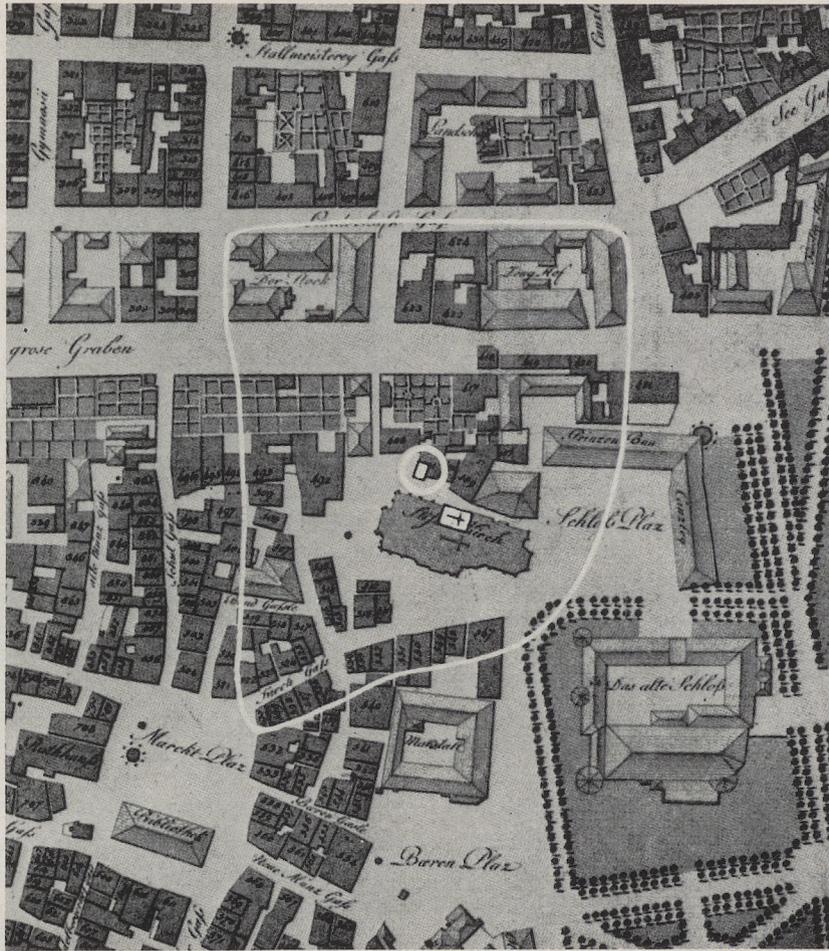
Die Probleme der in unserem Raum vorkommenden -hofen und -hausen und -heim-Siedlungen, die alle um den schon genannten Adelsitz von Burg und Kirche kreisartig herumliegen und, wie H. Jänichen am Fall „Burgfelden“ erwiesen hat, Gründungen einer Dynastenfamilie gewesen sind, erweitert der Verfasser dadurch, daß er im Stuttgarter Tal, wo wir bisher nur die längst abgegangenen oder vermarkten Weiler Immenhofen und Tunzenhofen kennen (aus Flurnamen) einen Ort Frankenbach entdeckt, den er in Kanzler Feßlers Beschreibung (um 1570) gefunden hatte, den aber sonst keine Urkunde und kein Flurnamen nennt. Feßler schreibt den Ort samt Kirche (südlich des ältesten Stadtkerns) Kaiser Konrad II um 1020 zu und gibt auch den Patron an, nämlich den hl. Jakobus. Für den Verfasser wird der Ort darum so wichtig, weil er an der vom Verfasser nachgewiesenen ältesten Fernverbindung durch den Stuttgarter Talgrund über den Bach zur Filderhöhe geradewegs gelegen sein soll. Die Parallelgründung wäre dann Feuerbach an demselben Fernweg. Verfasser vermutet, daß hier einmal mitten im schwäbischen Gebiet Franken saßen und daß der später Nesenbach genannte Bach einmal der Frankenbach (Analogie der Furtbach, der Wäschbach) hieß. Wichtig ist dem Verfasser, daß hier um 1020 ein erster Besitzer, nämlich ein salischer Franke, erwähnt ist. Damit war das Dunkel etwas heller geworden, vor allem konnte der Verfasser der für jeden Historiker so bedeutsamen Frage nach der Kontinuität der Eigentümer im Stuttgarter Tal nachgehen.

Es steht fest, im Namen der Stadt steckt die Erinnerung an eine ältere Siedlung. Humanistischer Gelehrteneifer der Feßler und Frischlin brachte letztere in Verbindung mit dem Begriff „Stutengarten“. Ältere Wappen zeigen dann auch weidende Pferde in einem Gestüt. In nicht Stuttgarter Chroniken (die Stuttgarter Überlieferung, sofern sie schriftlich war, ging verloren), war einstimmig die Rede von einem „thier- und stuttgarten“. Dabei wurde Herzog Lupold oder Ludolf von Schwaben, der Sohn Ottos des Großen, der von 949 bis 954 als Herzog in Schwaben regierte, als der Gründer des Pferdeperchs erwähnt. Bis auf den heutigen Tag ist der chronikalische Bericht als Sage und Märchen ohne historischen Wert beurteilt worden, da erst eine besiegelte Papsturkunde aus Perugia, ausgestellt 1229, in einer fortlaufenden Aufzählung von Bebenhäuser Gütern den Namen beiläufig nennt. Der Verfasser schließt sich Karl Pfaff (1845) und Adolf Diehl an,

die einen historischen Kern in der Ludolf-Überlieferung vermuteten. Immerhin, so schließt der Verfasser, gibt es außer Stuttgart im damaligen schwäbischen Bereich noch einige Pferdegestüte, die ohne Zweifel in der Epoche der Ungarneinfälle zur Bekämpfung des mit wilden Pferden ausgestatteten Gegners eine Verteidigungsnotwendigkeit waren. Dazu kommt, daß nächst dem Gestüt ein „Tiergarten“ lag. Beide sind nicht dasselbe, beide verweisen auf eine gelenkte Planung, da ein Gestüt nicht ohne Ställe, Wohnhäuser und Kapelle sein konnte. Erst beide zusammen ergeben jenen Burgfrieden um das Stuthaus und die heutige Stiftskirche (siehe Abb. 1), der dann die westliche Grenze des Tiergartens ist. Das spätere Schloß liegt nicht wie das Stuthaus in der Mitte des feudalen Friedensbezirkes, sondern südlich und außerhalb von ihm. Des Verfassers Burgfrieden-Rekonstruktion auf Seite 67 leuchtet ein. Im Gebiet des alten Schloßplatzes bildete das heutige Schillerdenkmal etwa die Grenze.

Ein weiterer Beweis für die Existenz eines Gestüts des Herzogs von Schwaben wird mit der Leonhardskapelle (fälschlicherweise Urbans- oder Weingärtnerkapelle genannt) im Nordschiff der Stiftskirche, etwa sieben Meter vom alten Stuthaus entfernt, angeführt. Da uns der ursprüngliche Patron der Stiftskirche nicht bekannt ist („Zum heiligen Kreuz“ ist Namensübertragung vom Stift Beutelsbach, vollzogen bei Einweihung der Chorgrablege 1321), kann man, so Hans Koepf, in den romanischen Vorformen der Stiftskirche eingebaut eine dem Pferdeheiligen geweihte Kapelle vermuten. St. Leonhard war also der älteste und ursprüngliche Heilige des Gestüts. Der Beweis jedoch scheint verzerrt. Die Leonhardskapelle als Bestandteil der Chorherrnkirche kann doch wohl nicht mehr als eine Vermutung sein. Pferdeheilige – aber hier braucht man noch weniger die Beziehung auf das Gestüt anzunehmen, da das Pferd in den Ritterzeiten so wichtig wie die Burg war – gab es dann in den zahlreichen Altären die Menge: Georg, Mauritius, Stephanus, die heilige Anna, die Schutzpatronin der Stallknechte. Lauter Berittene, die freilich auch den Chorherrn von Nutzen sein konnten, denn das Pferd gehörte zum durchschnittlichen Lebensstandard.

Ein anderer Beweis ist dem Verfasser die Brigitta von Kildare, die auf den britischen Inseln seit alters als Pferde-Heilige verehrt wird. Da Herzog Ludolfs Mutter die englische Prinzessin Editha war, schließt der Verfasser, daß durch sie der Sohn den Brigittakult in das Stuttgarter Tal gebracht habe. Wenn im Spätmittelalter noch Pforzheimer Adelige Pferde aus



1. Der Bereich des ältesten Stuttgarter „Burgfriedens“ zeigt, daß er vor der Ummauerung der Stadt abgesteckt worden ist. Das Alte Schloß ist nicht eingeschlossen, wohl aber das sogenannte Stuthaus, sowie die älteste Kapelle auf dem Boden der heutigen Stiftskirche (welfisch?) und das „Alte Steinhaus“ in der Grabenstraße (heute Königstraße). Die Stadtmauer der Gründungsstadt des 13. Jahrhunderts durchschneidet diesen ältesten Rechtsbezirk, der wahrscheinlich bis in die Anfänge des Gestüts zurückreicht.

Stuttgart kauften, dann galt das auch als ein Zeichen dafür, daß die Pferdezucht allhier einmal berühmt war.

Beim Versuch einer Rekonstruktion des Stutgartens wird die Wichtigkeit der heutigen Anlagen in Richtung Neckar mit dem westlichen Ende des Burgfriedens samt Stuthaus wichtig, weil dieser langgestreckte Schlauch seit je im Besitz der Dynasten bis auf den heutigen Tag gewesen sei. Die Stuttgarter Anlagen seien dann nichts anderes als der Rest des Stutgartens von 950 (S. 79).

Von hier aus wuchs organisch die Stadt und sog die Weiler und ihre Markungen auf, wobei wiederum

der von Norden nach Süden das Tal durchschneidende Fernweg eine Trennlinie bildete, die Grund und Boden der Dynasten von den talaufwärts liegenden Feldmarkungen der älteren bis in die Karolingerzeit reichenden Siedlungen trennt. Daß dem so bis auf den heutigen Tag sichtbar ist, setzt voraus, wie der Verfasser schließt: Ein Teil der königlichen Anlagen des alten Stutgartens war seit je der Tiergarten der schwäbischen Herzöge, die rings um die Altenburg saßen. Der Name Tiergarten ist freilich von dem Namen Anlagen verdrängt worden, aber zweifelsohne bestand ungestört das Wildgehege, das den Talgrund einnahm, mit einer Dornhecke umzäunt

war und den einzigen Querdurchgang bildete bis zum modernen Durchbruch der Schillerstraße. „Eine Rechtsgrenze des 8., spätestens des frühen 9. Jahrhunderts hat etwa elfhundert Jahre lang die Entwicklung im Stuttgarter Talkessel mitbestimmt“ (S. 85).

Mindestens Ludolf hat um 950 den Tiergarten, der vielleicht schon aufgelassen war, in ein Gestüt umgebaut. Es gehört zu den originellsten Arbeitsweisen des Landesgeschichtlers, daß er da, wo Geographie, Urkunde, Patrozinium nicht mehr weiterhelfen, die Genealogie, die Stammtafel sprechen läßt. Da ist er nun reiner Abkömmling der Wiener Schule und Experte im Verfertigen von verwandtschaftlichen Beziehungen bei einer Überlieferung, die nur weibliche und männliche Vornamen kennt.

Wir gingen von Feßlers und Frischlins Berichten aus, der Sohn Ottos des Großen sei der Begründer des Stutgartens. Aber konnte er, der aus Sachsen stammte, auch der Besitzer des Talgrunds sein? Nach den geltenden Erbschaftsregeln im hochmittelalterlichen Hochadel muß die Antwort nein lauten. Auskunft gibt seine Heirat. Um 947 vermählte ihn sein Vater mit Ita, der einzigen Tochter des Herzogs Hermann I von Schwaben (929–946). Die Mutter Itas war jene Reginlinde, die in erster Ehe mit dem schwäbischen Herzog Burkhard I (917–926) verheiratet war, dem sie eine Reihe von Kindern geboren hatte, darunter die spätere Königin Bertha von Burgund (begraben in Payerne), Mutter der Kaiserin Adelheid, darunter Herzog Burkhard II, der durch seine bayerische Gattin Hadwig (Scheffels Ekkehart), die auf dem Hohentwiel residierte, bekannt geworden ist. Nun, Ita aus zweiter Ehe war eine der reichsten Erbtöchter im damaligen Deutschland, sie brachte ihrem Ludolf nicht nur die Anwartschaft auf das Herzogtum Schwaben, sondern auch reichen Eigenbesitz (Allod) mit. Indessen stammte auch Itas Vater Herzog Hermann nicht aus Schwaben, sondern aus Franken. Auch er bekam die schwäbischen Güter aus der Hand seiner Gemahlin, der Herzoginwitwe Reginlind. Decker-Hauff nimmt an, daß die eben genannten jüngeren Herzöge von Schwaben in Schwaben Eigenbesitz hatten, da eine ununterbrochene Weitergabe von Herzogsgut der alten, im 8. Jahrhundert verdrängten schwäbischen Herzöge an die jüngeren nachkarolingischen Herzöge nicht wahrscheinlich sei.

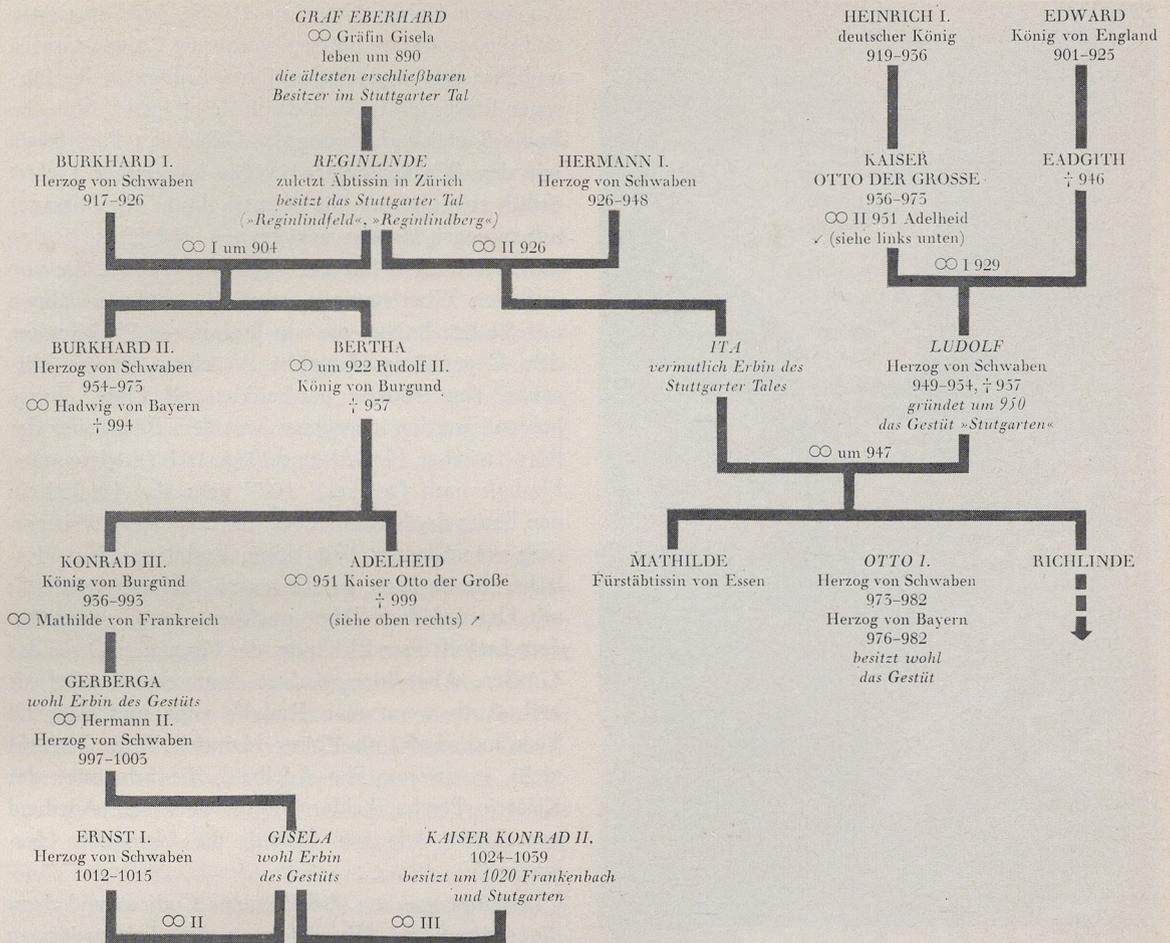
Die Besitzerin war, wie ausgeführt, aber die Herzogin Reginlinde. „Diesem außerordentlich seltenen Frauennamen aber begegnen wir im Stuttgarter Talkessel gleich zweimal, und zwar beide Male in Flurnamen in unmittelbarer Nähe des Gestüts. Im Gelände des

heutigen Katharinenhospitals und des Hegelplatzes finden wir den alten Flurnamen Renlinfeld, dahinter hangaufwärts Renlintberg. Renlinfeld ist aus dem Sprachgebrauch verschwunden; Renlintberg lebt, zu Relenberg verdorben, als Straßennamen fort. Helmut Doelker hat nachgewiesen, daß in beiden Flurnamen der gleiche weibliche Vorname, Reginlinde, steckt.“ Folgerung: „Daß Reginlinde hier als Grundherrin erscheint, festigt die Ludolfüberlieferung wesentlich“ (S. 87). Reginlinde hat nach dem Tod ihres zweiten Gatten als Äbtissin des Prinzessinnen vorbehaltenen Damenstifts zu Zürich (Fraumünster) gewirkt und ist als Einsiedlerin auf der Insel Ufenau im Zürichsee gestorben. Sie hat die große Bedeutung einer Stamm-mutter des ottonischen, salischen und staufischen Herrscherhauses. Im Spätmittelalter verehrte man sie als Schutzheilige für glückliche Geburten (zu vergleichen die Stammtafel auf Seite 88; Abb. 2).

Die Überlieferung über die Weitergabe des Stuttgarter Besitzes bricht mit dem unglücklichen Ludolf (gest. 957) und Ita (gest. 986, Grabmal in Aschaffenburg) ab. Erst mit der Nennung von Frankenbach und des Königs Konrad II (1020) durch altwürttembergische Schreiber fassen wir wieder einen Besitzer.

Nun war Konrad kein Herzog von Schwaben, wie die Überlieferung meint, aber er war durch seine Gattin Gisela Schwiegerenkel, Schwiegersohn und Schwager je eines Herzogs von Schwaben und dann Stiefvater zweier Herzöge und schließlich Vater eines schwäbischen Herzogs. Gemahlin Gisela brachte ihrem Mann Frankenbach und wohl auch den Stutgarten zu. Konrads Name steckt noch in dem zwischen Herdweg und Hölderlinstraße sich erstreckenden Kornberg, denn Korn bedeutet hier Kuono, Konrad. Der Flurname (auf dem Berg wuchs nie Korn) nennt also den Grundherrn, der hier erstmals Weingärten anlegen ließ. Weitere Weinberggewanne sind Azzenberg (calwischer Graf), Eckartshalde, Mönchshalde (Kloster Lorch). Der Erbgang indessen zwischen Ludolf und Gisela (gest. 1043) läuft über das Haus der welfischen Könige von Hochburgund und ihre schwäbische Mutter Gerberga, Urenkelin Reginlindes. Vgl. Stammtafel S. 99.

Nun scheint die Überlieferung wiederum gestört. Der Verfasser wertet eine Nachricht von Feßler im Sinne einer neuen Kontinuität aus, die zunächst sehr unglaubhaft erscheint. Feßler erwähnt einen Harminus (= Hermann) und nennt ihn einen Markgrafen von Baden. Nun aber gab es im 11. Jahrhundert noch kein Haus Baden und keine badischen Markgrafen. Der Verfasser glaubt, der Stuttgarter Chronist habe nicht



2. Die ältesten bekannten Grundherren im Stuttgarter Tal: Gründer und früheste Besitzer.

den Hermann von Baden, sondern den Hermann von Schwaben gemeint, den Kaiser Konrad nach dem frühen Tode des unglücklichen Herzogs Ernst II von Schwaben (1030) in das Herzogtum Schwaben eingesetzt hatte. Es könne aber auch eine Verwechslung mit dem gleichfalls in Stuttgart begüterten Hermann von Baden sein. Jedenfalls glaubhaft ist eine Besitzübergabe Konrad-Hermann um 1030 (Tod Herzog Ernst I). Herzog Hermann läßt das Dorf Frankenbach nach dem aufblühenden Stutgarten verlegen, d. h. die Siedlung hörte auf zu existieren. Nur die Kapelle scheint noch gestanden zu haben. Herzog Christoph (gest. 1564) ließ eine romanische Säule von ihr in die heutige Sakristei des Alten Schlosses einbauen (nach Gerhard Wein). Ihr Standort ist so lebendig gewesen, daß man den 1564 angelegten Pest-Friedhof bei der Heusteige den St. Jakobsfriedhof nannte (siehe Abb. 3).

Man darf also Herzog Hermann IV aus dem babenbergischen Hause den Gründer des Fleckens Stuttgart nennen. Hermann starb auf einem Italienzug 1038 söhnelos. Wer waren seine Erben? Wieder scheint die Überlieferung abzubrechen, denn um 1050 finden wir in Stuttgart die damals mächtigsten Grafen von Calw. (Schenkungen an Kloster Hirsau, Botnang, Stücke im Feuerbachtal, Prag, Wartenberg in der Gegend des Killesbergs usw.) Besitz hatten sie im Remstal, denn durch die Hand der Erbtöchter Luitgard von Beutelsbach gelangte die Remstalherrschaft an die aus dem Luxemburgischen stammenden Herren, die nach 1070 die Burg Wirtenberg erbauten. Der Gemahl Luitgards hieß Konrad (Freiherr) und wurde der Stammvater des Grafen-, Herzog- und Könighauses. Im Hause Calw gibt es keine Nachfolger des schwäbischen Herzogs Hermann IV. Der Verfasser denkt an einen möglichen Herzog.



3. Die heutige Sakristei der Schloßkirche (um 1550). Hans Christ und Gerhard Wein vermuten, der römische Schaft der Säule stamme von der einst nahe gelegenen Jakobskirche in Frankenhach, der Siedlung Kaiser Konrads II, die als erste in die Markung Stuttgart eingemeindet wurde und dann aus jeglicher Erinnerung verschwand.

Hermanns Witwe Adelheid aus Turin zog sich 1039 in ihre italienischen Besitzungen zurück, sie könnte Besitz an den Nachfolger-Herzog abgetreten haben, den jüngeren Halbbruder ihres Gemahls Heinrich (Sohn Kaiser Konrads II und der Gisela), der bis 1045 schwäbischer Herzog war. Kaiser Heinrich III gab 1045 das Herzogtum ab an den Pfalzgrafen Otto, einen Enkel Kaiser Ottos II. Indessen Kaiser Heinrich III war eng mit den Calwern verwandt, er könnte die Übergabe des Stuttgarter Besitzes aus der Hand seines älteren Halbbruders veranlaßt haben.

Nimmt man den Neckar als Grenzlinie, so waren die östlich des Flusses gelegenen Herren, die „Waibling“,

Anhänger Kaiser Heinrichs IV im Investiturstreit, und die westlichen Herren, voran die Calwer Grafen und ihre mächtigen Verwandten Anhänger der Hirsauer Reformpartei und damit des Papstes. Nun, im Raum Beutelsbach sprang das Gebiet der Päpstlichen mit den Württembergern in das kaisertreue Gebiet östlich vor. Um nun die Namen, die in den Hirsauer Schenkungsurkunden vorkommen, richtig zu deuten und festzulegen, hat der Verfasser eine Menge von diffizilen Überlegungen angestellt. Wir erwähnen nur die Ergebnisse: die von Rudolf von Rheinfelden, dem Gegenkönig Heinrichs IV, einem starren Hirsauer, dem Kloster geschenkten elf Höfe „Burg-halden“ werden identifiziert mit dem Burgweiler der Burg zwischen Heschach und Degerloch (Stellennamen Heschach nach Doelker). 1077 geht also Heschach in den Besitz des Klosters über, 1312 kaufte es Württemberg vom Kloster. Wie König Rudolf zu dem Heschacher Besitz kam, ist schwer zu erklären, vielleicht mit Urenkelschaft (aber unsicher) des Gestütsgründers Ludolf über Richlinde, die Urenkelin Ottos des Großen. Aber hier wird es dann eher dunkel als hell. Auch wenn man Rudolfs enge und doppelte Verwandtschaft mit Kaiser Heinrich IV in Betracht zieht, in zweiter Ehe Adelheid, die Schwester der Kaiserin Bertha, beider Mutter aber war Adelheid von Turin, wie wir hörten, die Gemahlin Hermanns IV.

Überhaupt was uns die Hirsauer Codices und dazu die spätgotische Überlieferung des Trithemius an Schenkern im Raum Stuttgart nennen, steht oft unvermittelt und unerklärbar da, oder es differiert wieder mit anderen späten Überlieferungen. Immerhin zeigt es, wie an der Nachricht des Christianus Tubingius (16. Jh.), daß der zweite Hirsauer Abt Bruno (1105–1120) ein „comes de Württemberg“ gewesen sein soll, erwiesen wird, wie wenig genau die späten Chronisten die wahre Sachlage kennen, wie Hörfehler und mündliche Überlieferung etwas quer durcheinandergehen können. Dem Verfasser gelingt es, einwandfrei den genannten Bruno, der ein etwas argloser, fauler und milder Herr und der Schwager des Freiherrn Konrad von Württemberg war, mit dem wilden Bischof von Metz, dem Ältesten der frommen Grafenfamilie Adalbert von Calw und der lothringischen Gemahlin Wiltrud zu identifizieren, dem es in der Tat zuzutrauen war, daß er, nachdem ihn die Metzger verjagt hatten, im Talkessel eine Burg baute, deren Lage aber bislang auch Gerhard Wein nicht eruieren konnte.

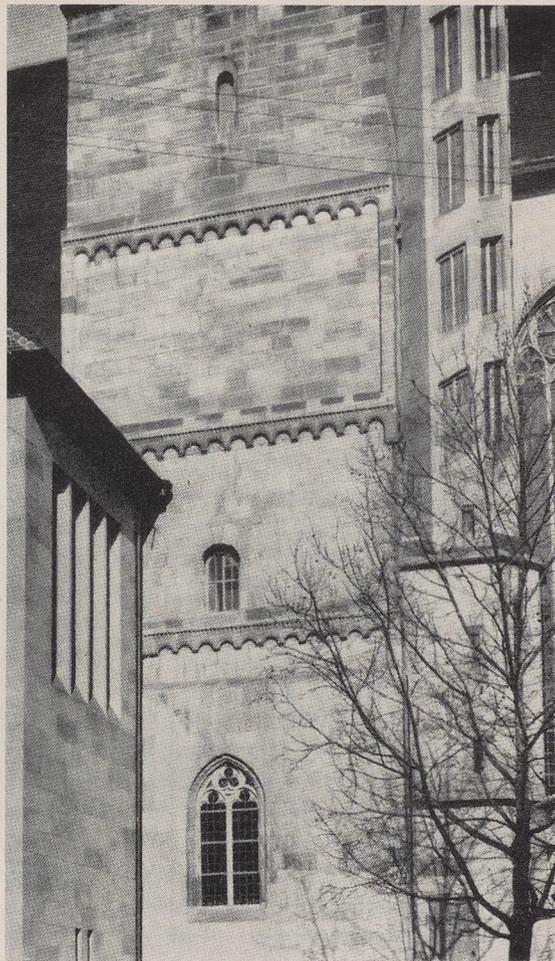
Rings um den Kessel, in den beiden Türkheim, Möhringen, Plieningen, Biberbach (Feuerbach) hatten

die Gegner der Calwer Grafen Besitz, und die erste Belagerung der calwischen Burg Wartenberg (Killesberg) mit Kriegsmaschinen ist an den Namen Welf VI, der gar viel plündernd bis gegen Pfalzgrafenweiler genannt wird, als an einen Sieger geknüpft. Jedenfalls haben die Welfen auch die erste Kapelle (an Stelle der späteren romanischen Stiftskirche) auf dem Sauerwasserkalkfelsen mitten im Sumpf des Baches gebaut, wie Ernst Schmid richtig vermutet.

Die enge Verwandtschaft der Staufer mit den Welfen zeigt die Stammtafel auf Seite 119. Barbarossa beendete, wie bekannt, die jahrhundertelangen Fehden der beiden Familien durch Heirat und Aufkauf und erbt den gesamten Besitz Welfs VI, also auch den Stuttgarter Talkessel.

Indessen auch die älteste bis jetzt bekannte Namensform in einem Hirsauer Jahrtagsverzeichnis „Stuokarten“ (so geschrieben um 1160), das also das päpstliche „Stutkarten“ von 1229 in Schatten stellt, weil es der Mundart viel näher kommt, ist verknüpft mit einem Dynastennamen: Hugo. Karl Otto Müller, der Entdecker des Hugo, tat ihn in die Nähe des schon erwähnten Bruno von Calw, also in die Calwer Verwandtschaft. Der Verfasser folgert weiter: Hugo sei vielleicht der Erbe des Bruno gewesen (gestorben vor 1156), er erbt also die Stuttgarter Burg und noch viele Güter, die den Calwern am Rhein (Sasbach etwa) gehörten. Daß ein Hochfreier nach Stuttgart benannt wurde, setzt nicht nur einen Hauptwohnsitz dort voraus, sondern auch eine ritterliche Hofhaltung im Raum des alten Gestütes. Indessen teilte Hugo den altcalwischen Besitz sicher mit Uta, der reichen Erbtöchter, die den Welfen zum Schwiegersohn der Calwer machte, und vielleicht mit ihrem Vater Gottfried (gest. vor 1155). Utas Geschwister scheinen des Erbrechts verlustig gegangen zu sein oder sie erhielten es geschmälert, wenn der Vater vor dem Großvater starb. Um ein solches geschmälertes Erbe handelt es sich im Falle des Hugo, der wohl ein Enkel des Pfalzgrafen Gottfried war. Denn auffallend kurz regiert die Dynastie Stuttgart oder der Zweig Calw-Stuttgart. Nach 1165 hören wir nichts mehr von Hugonen und Calwern.

Wir sagten, die erste Kapelle hat ein Welfe erbaut. Von ihr ist nichts mehr erhalten. Aber ihr vorgebaut wurde nach 1150 der heute noch stehende massive, quadratische Südturm der Stiftskirche (Abb. 4), während die Kapelle zu einer größeren Kirche erweitert wurde. Der Turmsockel ist demnach das älteste in Stuttgart über den Boden aufragende in originaler Lage verbliebene Bauwerk. Die zu diesem Sockel ge-



4. Vielleicht noch zu Lebzeiten des Hugo von Stuttgart wurde (um 1150/70) das älteste heute noch in Stuttgart aufrecht stehende Bauwerk errichtet: das unterste Geschloß des Südturms der Stiftskirche (gotisches Fenster spätgotisch). Nach Decker-Hauff haben die Markgrafen von Baden die oberen Turmgeschosse um 1240 gebaut (achteckiger Treppenturm spätgotisch, der Bauteil links wurde nach dem Zweiten Weltkrieg beim Wiederaufbau der stark zerbombten Kirche zugefügt).

hörende Kirche muß also um 1170 weit größer als eine Dorfkirche gewesen sein. Man kann annehmen, daß die Höhe des Triumphbogens und die Breite der Seitenschiffe des Neubaues um 1240 in der älteren Dynastenskapelle die gleichen gewesen sind. Der Verfasser stellt die Frage: Warum eine so stattliche Kirche im Gestüt? Die Antwort gibt er sich mit einer eingehenden Analyse des staufischen Stadtgrundrisses in der Form eines Oval. Er stellt fest, daß der älteste um das Stuthaus und die Kapelle gelegene Bezirk (Begrenzung im Norden Häuser der Stiftstraße, im

Westen Verlauf der Grabenstraße, im Süden Kirchhofmauer der Stiftskirche, östlich Verlauf des alten Fernwegs) ein Sonderbezirk war, die sogenannte „quinta linea“, die sich abhob von den vier üblichen „Vierteln“ (lineae) oder Steuerbezirken. Wir kennen diesen Bezirk schon als den Burgfrieden, den westlichen Abschluß des Gestüts. Hier also wohnten die Dynasten und ihr Anhang.

Gleichfalls fällt ein zweiter Bezirk aus der sonst regelmäßigen Anlage heraus (siehe Abb. 1). Es ist das Gebiet um die Schulstraße, nördlich des späteren Marktplatzes, westlich des ummauerten und mit Graben versehenen Burgfriedens. Zugänglich war dieser Bezirk an der gleichen Stelle, wo heute die breite Ladenstraße beginnt. Er war mit Wagen befahrbar, der Zugang war begrenzt von Speichenhäusern. Am oberen Ende (vor dem Durchbruch der Schulstraße zur Königstraße) stand das „Bürgerhöfle“, eine kleine platzartige Erweiterung zum Wenden der Wagen, und zwar beim Gassenzug „unter der Mauer“. In diesem Platz entdeckte der Verfasser den Rest des ersten Stuttgarter Marktes, der einmal ein großzügig angelegter Dreiecksmarkt gewesen sein muß. Mit dem Begriff Dreiecksmarkt nimmt er eine Stadtgrundrißforschungstradition auf, deren Zentrum wieder nach Wien weist. Seit Klaar und Oetinger sucht man überall nach ältesten Dreieckanlagen, dem Kern späterer Machtentwicklung, wenn man sie auch oft nur verstümmelt und durch spätere Entwicklungen überbaut vorfindet. Die Basis des Dreiecks stand im Norden, die Spitze im Süden. Das Dreieck war ebenso wie der Burgfrieden ummauert und geschlossen. Das schon erwähnte Bürgerhöfle stand in der Mitte der nördlichen Basis. Bis 1944 (Zerbombung) hatte sich die aus massiven Eichenstämmen bestehende „Bohlenstube“ erhalten. Es war die „Bürgerstube“, wie man noch im 19. Jahrhundert hören konnte. Die Häuser um den Ur-Markt bewohnten nicht Bauern (es fehlen Ställe und Scheunen), sondern Kauf- und Handelsleute. Stuttgart war also bereits im 12. Jahrhundert unter Calwern und Welfen eine beachtliche Stätte des Warenumschlages. Nicht ohne Stolz notiert der Verfasser: „Aus der Kaufmannssiedlung von 1150 wurde das Ladenzentrum von heute“ (S. 128).

Bisher war von hochadeligen Grundherrn und Dynasten die Rede. Indessen vom Ende des 12. Jahrhunderts an lernen wir rund um den Mittelpunkt Altenburg Ritterfamilien kennen, die uns selten durch Namen, mehr durch die Sprache ihrer Wappen bekannt sind. Es handelt sich um Dienstmannen aus dem Niederadel, die man sich in der Stauferzeit an-

gewöhnt hat auch Ministerialen zu nennen, insofern sie als Burghüter für ihre Herren oder als Ausübler eines Amtes wie Marschall, Truchseß, Vögte (Vaut, Voit) usw. tätig gewesen sind. Sie saßen auf Burgen, die ihnen der Dynast zu Lehen gegeben hatte, als Belohnung für Kriegs- und Friedensdienste.

Wie aus der Karte (siehe Abb. 5) ersichtlich ist, hatten mit leichten Veränderungen (Brisuren) alle Dienstmannen im Dienst der Altenburg denselben Schrägbalken im Wappen. Daraus kann geschlossen werden, daß sie den gleichen, aber unbekannteren Dynasten hatten, so wie umgekehrt der bekannte Dynast, etwa der Staufer, seinen Dienstmannen die Löwen ins Wappen gibt. Schwieriger ist freilich die Bestimmung des zeitlichen Auftretens eines Wappens, da es nichts über die Geschlechter sagt.

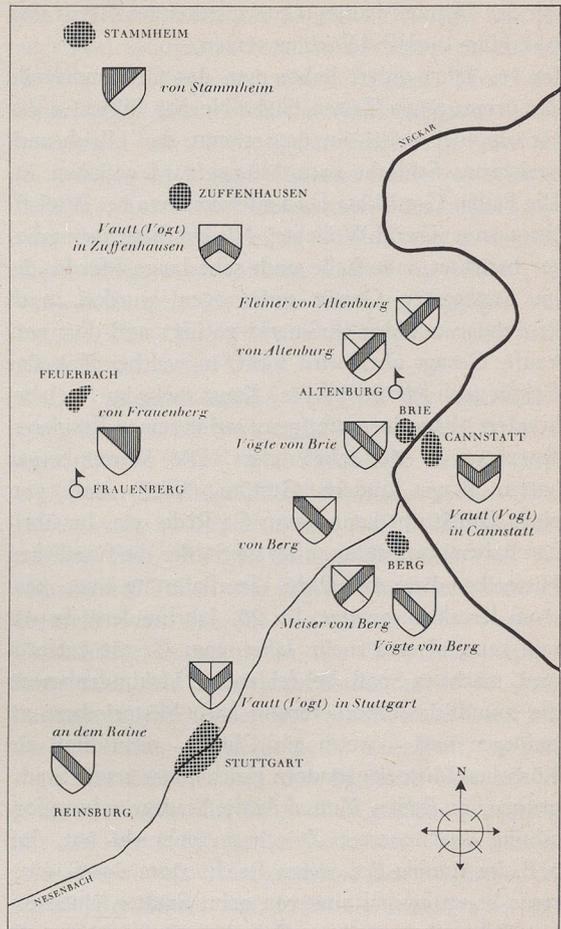
Wenn nun der Verfasser eine zeitliche Fixierung der Schrägbalken-Wappen vornimmt, so tut er das, obwohl bekannt ist, daß jede solche Fixierung rein zufällig ist und nichts über ein erstes Auftreten eines Geschlechtes sagt. Um 1180/90 setzt er die Herren von Berg an der Mündung des Stuttgarter Tales in den Neckar an. Das gleiche Wappen führten später die Vögte von Berg. Noch später wird das Wappen durch eine gegenläufige Schräge teilung des Schildes geändert. Ein so geändertes Wappen finden wir bei den Herren von Brie (später Vögte), dann bei den Meisern von Berg, die sich später Meiser von Hepbach und Malmesheim nannten, als sie von Berg weggezogen. Insgesamt stellte der Verfasser sieben Geschlechter oder Linien von Geschlechtern fest, die alle in abgeänderter Form den Schrägbalken führten, der ihnen von dem Dynastensitz der Altenburg verliehen wurde. Die Sitze dieser Geschlechter lagen in nördlicher, südwestlicher und westlicher Richtung vom Hauptsitz (etwa Burg Frauenberg am Weg von Feuerbach nach Stuttgart). Die Frauenberger sind dann gegen Ende des 13. Jahrhunderts die später bezeugten Balkenwappenträger, die letzten aber sind die „am Raine“ wohnenden (Reinsburg?), aus denen Stuttgarters erster bezeugter scultetus (Schultheiß) Cuonradus de Stuogarten dictus an dem Raine hervorging (1286 Urkunde des Grafen Eberhard von Wirtemberg). Unsicher ist das Geschlecht der Recke (Röckenwiesenstraße am Nordhang des Hasenbergs). Am längsten blühten die Vögte von Brie, die Vaut, die schon im 13. Jahrhundert zu den einflussreichsten Geschlechtern der altwürttembergischen Ehrbarkeit zählten.

Erst der Verfasser erhärtete die schon von dem Altmeister der Wappenkunde von Alberti erkannte Tatsache, daß es sich bei den Balkenträgern um eine nicht

nur genealogisch, sondern auch rechtlich zusammen- geschlossene Gruppe handeln muß. Die Farben des Herrn, dem sie dienten, waren Rot und Gelb; er führte den Schrägbalken. Es gibt nur einen Herrn mit diesen Farben und Zeichen in unserem Raum: den Markgrafen von Baden. Das aber heißt, bevor die Wirtemberger auftraten, waren wichtige Teile des Stuttgarter Raumes (nicht aber des Tales), etwa Feuerbach, Berg, Brie und Stammheim (bei Korn- westheim), fest in badischer Hand.

Mit dieser ersten Entdeckung fing der Verfasser an, die Gründer- und Siedlungsgeschichte Stuttgarts durch das Haus der Wirtemberger, wie es bis jetzt in allen Geschichtsbüchern steht, Stück für Stück ab- zubauen und den Ruhm den badischen Dynasten zu- zuweisen. Gewiß, die Schrägbalken-Familien um Stuttgart herum sind kein Zufall. Es ist der Forschung schon längst bekannt (zuletzt durch G. Hess, Heil- bronn), daß die Markgrafen einen älteren Besitz hat- ten, der von der Murg über den Neckar (Besigheim, Lauffen) bis an die Ufer der Murr (Backnang) durch- lief, ja daß das Chorherrnstift Backnang neben Hirsau die erste Grablege der Hermann-Markgrafen gewe- sen ist, lange bevor die Grablege nach Lichtental (Baden-Baden) verlegt wurde. Wo ein so mächtiger Dynast (die Wirtemberger waren im 11. Jahrhundert noch freie Herren, nicht einmal Grafen) rodete, sie- delte, baute, da mußte es auch eine große Zahl von Ministerialen seiner Couleur geben. Das leuchtet ein. Doch warum verschwiegen die älteren Stuttgarter Ur- kunden und späteren Chroniken den Markgrafen? Das ist die Frage, die es zu lösen gilt.

Ob die Lösung gelungen ist, wie sie der Verfasser erzwingen will, muß freilich offen bleiben. Das argu- mentum e silentio macht sich der Verfasser doch etwas zu leicht, wenn er, der doch sonst auf die Hof- historiographen wie Feßler so viel gibt, nun Befan- genheit ins Feld führt, und wenn er das redende Zeugnis in dem sonst kaum zitierenswerten Stutt- garter Ratsherrn Küng (16. Jahrhundert) und des- sen Wirtemberger Chronik als die große Masche heranzieht, hinter der eine feste mündliche Über- lieferung stecke und die trotz aller offensichtlich mär- chenhaften Züge von Staufern und Wirtembergern, Heiraten und Erbtöchtern einen historischen Kern enthalte. Nun ist es doch immer so: Chroniken sind keine Urkunden, mündliche Überlieferungen keine Geschichte. Warum nun ausgerechnet Küings Kunde das Rätsel lösen soll, ist nicht einzusehen. Der Ver- fasser formuliert Küings Überlieferung wie folgt: „Markgraf Rudolf von Baden besaß das Gestüt und das ‚Dorf‘ Stuttgart, ummauerte das Dorf, erhob es



5. Die um den altschwäbischen Herzogssitz der Alten- burg liegenden Sitze der ritterlichen Dienstmannen, die in ihrem Schild einen Schrägbalken in verschiedenen For- men führten.

zur Stadt und gab ihm 1119 Stadtrecht. Er handelte dabei so, daß Stuttgart als fürstliche Residenz ge- braucht werden konnte, behielt den Platz aber nur kurze Zeit. Durch die Heirat seiner Tochter mit einem Grafen von Württemberg fiel die neugegründete Stadt schon nach einigen Jahren an die Wirtember- ger. Den Namen der Tochter des Markgrafen kannte Küng nicht, den Grafen von Württemberg hieß er Hans.“ Nun, an Historischem stimmt in dem Kün- gischen Bericht so gut wie gar nichts. Weder die Jahres- zahl (der Verfasser tauschte sie dann für 1219 ein) noch die Namen, lediglich dies, daß ein Markgraf Hermann (13. Jahrhundert) seine Erbtöchter dem Grafen Ulrich von Württemberg gegeben hat; der ver- klärende Legendenton steht der Erzählung an der Stirne geschrieben. Also müßte man vorsichtig sein

mit der Herausschälung eines historischen Kerns und statt Hans einfach Ulrich zu setzen.

Im 16. Jahrhundert liebte man das Geheimnisvolle der vergangenen Zeiten. Siehe Herzog Ulrich in der Nebelhöhle, wobei nur dies stimmt, daß Ulrich nach verlorener Schlacht nach Mömpelgard geflohen ist. Die Baden-Geschichte fand auch sonstwo bei Winkelchronisten (David Wolleber) Niederschlag, wenn dieser berichtet, man habe noch sehr lange Pferde, die im Stuttgarter Gestüt auferzogen wurden, nach Pforzheim auf den Roßmarkt geführt und dort verkauft. Gesagt aber wird nicht, in welcher Zeit das Gestüt noch Pferde lieferte? Kaum mehr im 13. Jahrhundert? Pforzheim übrigens verlor seinen Residenzcharakter im 16. Jahrhundert. Die Wirtemberger hatten längst andere Gestüte (Weil) und von einer Großzucht kann kaum die Rede sein. Im übrigen haben von Feßler an bis zu Sattler die fürstlichen Historiker diese mündliche Überlieferung einer massiven Kritik ausgesetzt. Im 20. Jahrhundert, da wir nun tausend und mehr Jahre vom Gestüt entfernt sind, macht es Spaß, bei fehlendem Urkundenbeweis die mündliche Überlieferung nach Historischem zu befragen und – Welch ein Glück – nicht bloß ein Körnchen Historie, sondern gleich einen neuen Stadtgründer zu finden. Zumal da die Stadtgründungsforschung der neuesten Zeit herausgebracht hat, daß z. B. im Raume der vielen Reichsstädte des Südwestens kaum einmal eine von zehn Städten einen urkundlichen Beweis ihrer Gründung liefern kann. Es gibt nur wenig sichere Daten, da die Gründer gerade in der Stauferzeit wechseln oder einander nachfolgen. Also dürfte es wohl interessant, aber keineswegs erheblich sein, am Anfang der Stuttgarter Stadtgeschichte einen Badener zu haben.

Der Verfasser nimmt nun, so seine eigene Beweisführung, die Küng-Mitteilung zum Anlaß, nach urkundlichen Zeugnissen zu suchen, die die Anwesenheit der Markgrafen im Raum Stuttgart bekunden, damit nicht gesagt werden kann, er habe seinen Zeugen schlecht gewählt. Da bietet sich eine 1259 datierte Urkunde an. Graf Ulrich I, der später den Beinamen der Stifter oder wegen einer auffallenden Handbildung der mit dem Daumen bekommen hat, hat um 1250 (genaue Daten, auch Geburts- und Lebensdaten haben wir bei dem Gründergrafen nicht, überhaupt fehlt uns eine Urkunde, die den Aufstieg der Wirtemberger in den Grafenstand bezeugen könnte) die badische Markgrafentochter Mathilde geheiratet. In besagter Urkunde erläßt Ulrich der Stifter, wie das dutzendfach geübter Brauch im 12. und 13. Jahrhundert war – den Jahrhunderten der

Klostergründungen der verschiedensten Provenienz – dem 1250 gegründeten Klarissenkloster zu Pfullingen die Steuern und Abgaben, die die Nonnen ihm von ihren Weingärten in „Stuchart“ schuldeten. Interessant an der sonst ganz gewöhnlichen Urkunde sind die Zeugen, Frau Mathilde von Baden und vor allem der Markgraf Rudolf von Baden, der bei diesem Rechtsgeschäft als der Oberherr der steuerbefreiten Güter vermerkt wird. Nächste Rudolf siegelte dessen verwitwete Mutter, die berühmte Markgräfin Irmgard, Tochter des Pfalzgrafen Heinrich aus dem Welfenhaus und Witwe des 1242 verstorbenen Markgrafen Hermann V von Baden, die Gründerin und Stifterin der neuen markgräflichen Grablege Lichtental bei Baden-Baden, das ebenfalls eine weibliche Zisterze war.

Es ist nun in der Tat auffallend, daß bei einem relativ unwichtigen Rechtsgeschäft die ganze lebende markgräfliche Familie auftritt; der Schluß ist zwingend, daß der Graf von Wirtemberg Eigenbesitz seiner badischen Gemahlin verschenkt. Nun gab es im Stuttgarter Tal, wie wir schon erwähnten, seit einem Jahrhundert mindestens ausgedehnteste Höhenweinberge, die den verschiedensten Klöstern gehörten (Lorch, Bebenhausen, Adelberg, um nur die wichtigsten aus der Stauferzeit zu nennen). Es geht deshalb durchaus in Ordnung, wenn nun eine neugegründete Zisterze auch Anteile an den sicher damals schon reichen Stuttgarter Beständen bekommt. Daß unter den Weingärten-Eignern auch der badische Markgraf war, ist an sich kaum etwas Besonderes. Wenn nun der Verfasser doch etwas Besonderes daraus macht, dann deshalb, weil der Name Rudolf auch in Küngs Legende wiederkehrt, also nicht der zu erwartende Namen des Irmgard-Gemahls Hermann, des Schwiegervaters des Grafen Ulrich. Daraus schließt der Verfasser die Richtigkeit der mündlichen Tradition, denn jedenfalls heiratete Ulrich die Badenerin Mathilde erst nach Hermanns Tod, so daß Hermanns Nachfolger, der zweitälteste Bruder Rudolf, die Zeuenschaft hat übernehmen müssen. Die Schlußfolgerung wäre zwingend, wenn in ihr nicht zwei Unbekannte steckten, das Heiratsdatum Ulrichs und die Identität des Küngschen Rudolf mit dem Verwandten Ulrichs. So viel Ulrichs es von dem Stifter an in Wirtemberg gab, so viel Rudolfe gab es bei den badischen Nachbarn!

Für die These des Verfassers spricht, was dann auch in aller emphatischen Breite ausgeführt wird: die politische Tüchtigkeit des Ulrich-Stifters, seine brutale Entschlossenheit, das sinkende Schiff der staufischen Oberlehnsherren bei Zeiten zu verlassen, sich mit

Baden, den Oetingern und anderen Geschlechtern kräftig in die Beute des von den Staufern verlassenen Herzogtums Schwaben zu teilen, seine vorteilhaften Heiraten – was ihm die Historiker dann als württembergische Eigenart zur Erklärung des Aufstieges einer Grafschaft auf den staufischen Trümmern, für die Nachfolger besonders hoch anrechneten – mit Mathilde, die von Mutterseite (Irmgard) Nachfahrin der Welfen, der Staufer, der Könige von England und Frankreich war, und mit Agnes von Schlesien (der zweiten Frau), die aus dem Blut der Könige von Böhmen und Ungarn stammte, der Herrscher von Kiew und der Kaiser von Byzanz (S. 141). Als die Pfullinger Urkunde ausgestellt wurde, so wird weiter argumentiert, galten in Württemberg die Staufer als Feinde der kleineren Dynastenhäuser. Der Stauferparteiliche Hermann von Baden durfte nicht mehr genannt werden, dagegen sein Bruder Rudolf (1242 bis 1288), der politisch mit Ulrich am gleichen Strang zog in der Bereitschaft der Aufteilung des Staufererbes. Man wird zustimmen: Ulrich war sicher das Haupt der Staufergegner im Südwesten. Wir brauchen, um dies historisch zu erkennen, darum kaum die stauferfreundliche Zurechtbiegung des Künigschen Märchens. Sie könnte uns der Verfasser schenken. Denn das hat die württembergische Geschichtsschreibung von Anfang behauptet: Württemberg sollte die Stauferherrlichkeit fortsetzen.

Wie aber kamen die Markgrafen ins Stuttgarter Tal? Anders ausgedrückt, warum hat die allerdings erst in der neueren Geschichtsschreibung behauptete Tatsache, daß Ulrich der Stifter auch der Stadtgründer sei, keine historische Berechtigung? Dafür liefert der Verfasser eingehende und recht interessante Argumente:

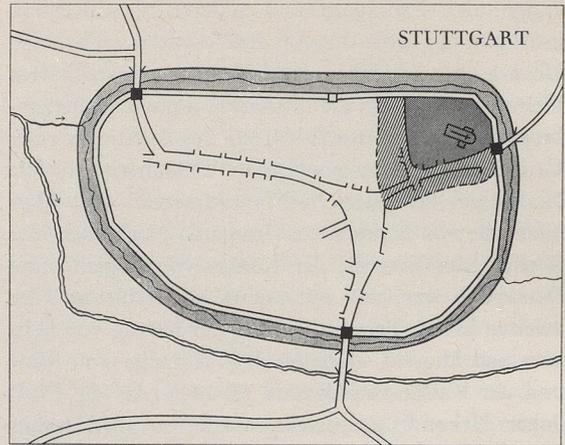
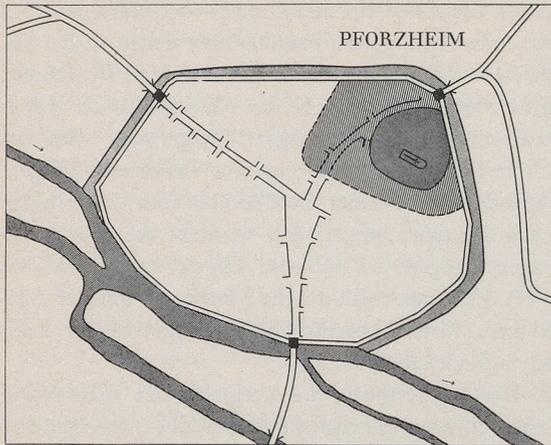
1. Das Wappenargument haben wir schon besprochen; dazu muß noch ergänzt werden, daß Stuttgart schwarzes Roß in weißem Feld nichts zu tun hat mit den Farben Schwarz und Weiß der württembergischen Hirschstangen, die z. B. die vielleicht älteste württembergische Stadt Waiblingen im Wappen und im Siegel führt. Das argumentum negationis hat in Sachen Wappen – kein Württemberger – Beweiskraft. Der Fund aus einer Inschriftensammlung der Barockzeit berichtet von einem Wappen am Esslinger Tor, das einen Schrägbalken zeigte mit der Schrift „sicut marchiones Badenses“. War es ein Markgrafen- oder ein Stadtwappen?

2. Die Ministerialenfamilien (Berg, Brie, Fleiner) rings um Stuttgart weisen eindeutig auf den badischen Lehensherren, was schon ausgeführt wurde. Dazu kommt eine Namens- (manchmal auch Wap-

pen-) Gleichheit bei den ältesten in Gericht und Rat sitzenden Stuttgarter Familien mit denen in der badischen Gründung und ersten Residenz Pforzheim. Eine Familie läßt sich in der Markgrafschaft früher nachweisen als in Stuttgart. Folgerung: „Bei der Gründung von Stuttgart ist eine Reihe von Mitgliedern der Pforzheimer Geschlechter vom Landesherrn nach Stuttgart umgesiedelt worden, um dort sozusagen ‚jüngere schwäbische Linien‘ zu bilden“ (S. 145). Es handelt sich um die Morhart, Vöginger, Vaihinger, Wais, Loeselin (die Zeitvogel in der badischen Stadt Lauffen a. N.).

3. Der baugeschichtliche Vergleich des spätromanischen Umbaus der Stiftskirche mit der (nach Mettler) etwas älteren Schloß- und Stiftskirche zu Pforzheim ergibt über das Stilgeschichtliche hinaus so viel Übereinstimmung im Grundriß und Aufriß, daß man annehmen darf, die Pforzheimer Bauhütte (bei den romanischen Teilen vom Kloster Maulbronn steht sie ebenfalls fest) hat das Stuttgarter spätromanische Gotteshaus, dreischiffig in der Hauptsache, aufgeführt. Nun sind wandernde Bauhütten im 13. Jahrhundert, im Jahrhundert der französischen Gotik und der staufischen Romanik keine Seltenheit, sondern sogar das Übliche. Auf den Bauherrn läßt sich da kaum ein zwingender Rückschluß machen. Man kann also mit Fug und Recht des Verfassers These anzweifeln: die oberen Turmgeschosse des Südturms der Stiftskirche hätten um 1240 die Markgrafen von Baden gebaut (S. 124).

4. Viel Mühe hat sich der Verfasser mit einem Vergleich der Stadtpläne von Stuttgart und Pforzheim gegeben. Er stellt fest, die einheitliche Planung sei erkenntlich an einem Marktplatz und an systematisch angelegten Rippenstraßen (Oval). In der nordöstlichen Seite des Ovals je zwei Sonderareale (Kirche, Stuthaus und Kaufmannsviertel). Wachstumsringe lassen sich nicht feststellen (gegen Weidle), vielmehr „führte man die Begrenzung der Stadt durch Mauern, Zwinger, Wall und Graben in einem einzigen Zug um den nordöstlichen Sonderkern herum durch“ (S. 145; vgl. Abb. 6). Dieselbe Anlage, so könnte man weiter spinnen, haben wir aber nicht nur in Stuttgart und Pforzheim, Besigheim und Lauffen, also den badischen Planungen, sondern im 13. Jahrhundert auch in Tübingen, die von Pfalzgrafen dieses Ortes gegründet wurden. Der Ovaltypus mit asymmetrisch gelegten wichtigen Bauvierteln ist also, mindestens im Südwesten, weit verbreitet; und es kommt hier, will man ein Früher für die badischen Städte annehmen, eben auf dieses zeitlich Frühere an, das der Verfasser nun einmal Pforzheim zusagt. Gut, das

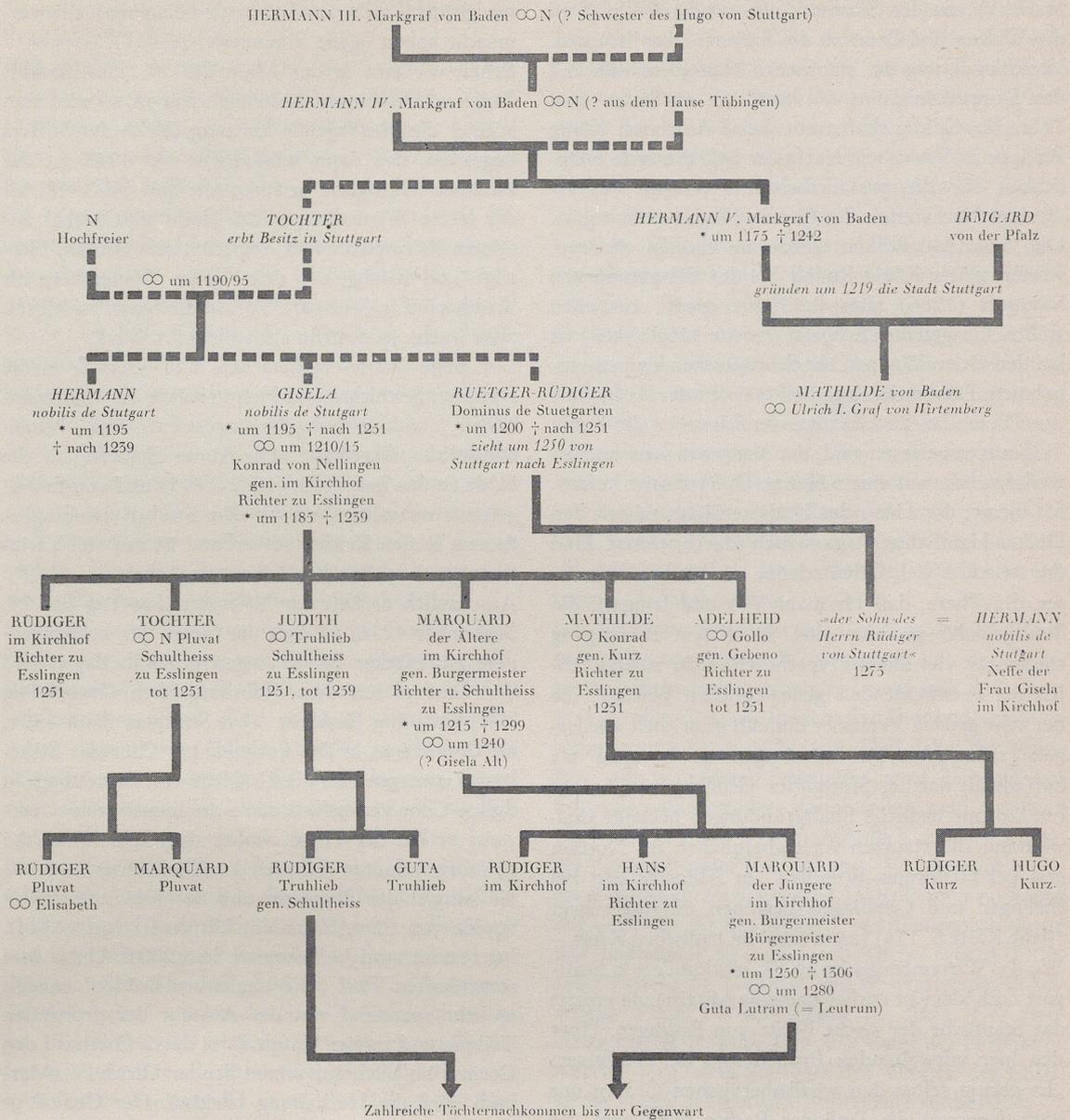


6. Die staufischen Grundrisse der Städte Pforzheim (13. Jahrhundert) und Stuttgart. Analog sind: der asymmetrisch im Ovalrand liegende älteste Bauteil, die befestigte Burg, drei Tore und drei Hauptstraßen, die sich in einem langgezogenen Dreieckmarktplatz treffen, die gerade Mauerstrecke im Norden.

aber bedeutet dann nicht notwendig, daß der Württemberger Graf nicht derjenige gewesen sein muß, der die Anlage des Oval ausheben ließ, denn er könnte ja, da er mit den Markgrafen verschwägert war, um 1240 einfach das badische Vorbild nachgeahmt haben. Gerade beim baugeschichtlichen Vergleich helfen uns die unbestimmten Markgrafen-Hinweise der Chroniken dreihundert Jahre später bestimmt nicht weiter, im Gegenteil, sie werden eher unglaubwürdiger. Die Bemühungen, ein Gründungsdatum für Pforzheim zu finden, knüpft der Verfasser an den Übergang der Stadt in badische Hände und das Jahr 1218, als die schon erwähnte Irmgard aus der Welfen-Staufer-Ehe ihrem Gemahl Hermann (V) die Stadt als staufisches Erbe eingebracht hat. Eine salische Pfalz ist Pforzheim im übrigen schon ein Jahrhundert früher gewesen. Den Hörfehler Künigs (1119) korrigierend, kommt der Verfasser frühestens auf das Jahr 1219 für die Ummauerung der Stadt Stuttgart, falls die Wappen, die Grundrisse nun wirklich übereinstimmen und falls man die Urkunde von 1259 so deuten will, daß die Irmgard-Hermann-Ehe etwa um 1217 stattgefunden hat. Wir sehen, der anzuzweifelnden Unbekannten gibt es hier eine große Zahl.

Die Frage drängt nun heran, seit wann haben die Markgrafen in Stuttgart Besitz? Auskunft erteilen uns die Güter des gleichfalls von Irmgard gestifteten Hausklosters Lichtental, die im ältesten Urbar des Esslinger Katharinenspitals (um 1304) enthalten sind, wo sich dreimal Einträge betreffend Güter in Vaihingen und im Stuttgarter Tal finden, wo die Lichten-

taler Zisterzienserinnen sogar einen Klosterhof und einen Pflughof zur Bewirtschaftung besaßen. Doch was letztere betrifft, so wurden in den Pflughöfen (etwa von Lorch und Bebenhausen und Adelberg) Güter gestapelt, die als Korn auf den Fildern und als Wein an den Hängen des Nesenbachs oder seiner Nebenflüsse geerntet wurden. Die Lichtentaler curia soll neben dem Haus des Harnischmachers innerhalb der Mauern gelegen sein. Verfasser nimmt an, die curia gehöre zur Gründungsausstattung der Stadt, sei also badisch und kein Geschenk des Württembergers, um der Schwiegermutter Irmgard für ihr Hauskloster etwas Gutes zu tun. Aber hier stehen Deutung gegen Deutung. Immerhin ist zu vermerken, daß die Markgrafen den Lichtentaler Besitz zwischen 1304 und 1344 an das Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuztal abgaben, das aber fast ebenso weit weg von Stuttgart war, aber immerhin noch württembergisch. In Stuttgart erlosch dann frühzeitig die Erinnerung an Lichtental. Angenommen, es sei richtig, daß Irmgard von der Pfalz die erste Stadtherrin von Stuttgart ist, so bleibt dennoch ungeklärt, wie vor 1200 der Stuttgarter Besitz an die Badener kam. Der letzte Besitzer, den wir kennen, ist der Calwer Hugo von Stuokarten (um 1160). Verfasser führt vier Möglichkeiten auf. Unmittelbare, direkte Erbfolge, Aussterben des Hauses Hugo von Stuttgart und Rückfall des Besitzes an die Calwer und von da an die Badener, Aussterben des Hauses Hugo und Rückfall des Besitzes an die Welfen, von den Welfen Übergang an die Staufer. Die Stauferin Agnes oder ihr Gatte Pfalzgraf Heinrich (Welfe) erbten nach 1195 (Hochzeitsjahr auf Burg



7. Herr Rüdiger von Stuttgart und sein Haus. Die verarmenden und allem Anschein nach durch die Grafen von Wirtemberg nach 1250 aus Stuttgart verdrängten Hochfreien fanden in der Reichsstadt Esslingen Zuflucht. Die führenden Esslinger Patrizier des 13. und 14. Jahrhunderts waren Nachkommen dieser Stuttgarter Dynasten. Die Feindschaft zwischen Wirtemberg und Esslingen könnte somit auch persönliche Gründe haben.

Stahleck) von den Staufern, also wieder Rückfall an die Welfen und dann an die Badener über Irmgard. Verschleuderung des staufischen Hausgutes während des Doppelkönigtums (1198–1208) an Baden zum Lohn für Gefolgschaftstreue beim Auftreten König Philipps in Schwaben. Verfasser hält die erste Möglichkeit für die praktikabelste: Hermann (V) ist direkter Nachkomme des Hauses Hugo von Stuttgart. Die vierte Möglichkeit würde am ehesten erklären, warum später König Rudolf bei der Belagerung von Stuttgart (1286) altes Reichsgut wieder einziehen wollte. Ein geteilter Erbgang (zweite Möglichkeit) ist bei den vielen Wappen mit Schrägbalken kaum anzunehmen. Die Stadtanlage, auf was seit der Aufnahme der These, daß die Herzöge von Schwaben die ersten Talbesitzer gewesen sind, der Verfasser stets hinauswollte, wuchs aus einem älteren Dynastensitz heraus. Ich meine, die These des Dynastensitzes sei mit den Decker-Hauffschen Argumenten klar erwiesen. Und das ist schon viel. Offen scheint mir bleiben zu müssen die These, daß Hermann (V) und Irmgard die Stadtgründer gewesen sind. In diesem Beweisgang stecken zu viel bloße Hypothesen, nicht zuletzt fehlen die entscheidenden genealogischen Beweise, die der sehr genaue Verfasser deshalb gestrichelt wiedergab (siehe Abb. 7). Im übrigen ist es mehr als auffallend, daß im Stuttgarter Großraum und rings um ihn nur badische Stadtgründungen bekannt sind, während die staufisch-wirtembergischen im Norden erst bei Heilbronn–Wimpfen, im Südosten erst bei Esslingen und Göppingen beginnen. Stuttgart liegt (siehe Karte S. 154) fast zentral im badischen Kreis. Wo das Wirtembergische im 13. Jahrhundert in Stuttgart noch klein ist (sicher badische Mitgift), da ersetzt das Staufische der reiche Besitz von Esslingen. Über den hier vorwaltenden Prozeß sagt der Verfasser: „Es gelang selbst den wirtembergischen Grafen nur ganz langsam, die Esslinger Rechte abzulösen, die Güter zu erwerben und die rivalisierende Reichsstadt aus der werdenden landesherrlichen Residenz hinauszudrängen“ (S. 155). Esslingens Besitz reicht weit zurück in die Siedlungsgeschichte des Tals und wurde nicht erst im Reichskrieg gegen Wirtemberg (1312) erworben und dann nicht mehr zurückgegeben. Das mag unter anderem auch die jahrhundertelange Gegnerschaft der Grafen von Wirtemberg gegen Esslingen als dem Haupt der Reichsstädte erklären, eine Gegnerschaft, die die Grafschaft im 14. Jahrhundert und Stuttgart dreimal an den Rand des Untergangs gebracht hat. Viele (badischen) Patrizier, die um 1250 aus Stuttgart nach Esslingen emigrierten, konn-

ten gleichfalls die perennierende Feindschaft mit verursacht haben (siehe Stammtafel Abb. 7). Sehen wir also in der Mitte des 13. Jahrhunderts Baden und Esslingen als dominierend an, so wird man leichter die überragende Leistung Ulrich des Stifters begreifen, der dann mindestens von 1245 an der Stadtherr Stuttgarts gewesen ist, und bis 1918, als der letzte Wirtemberger bei Nacht und Nebel aus seinem Privatpalais floh, regierten nur Grafen, Herzöge und Könige aus dem Hause Wirtemberg als Stadtherren in Stuttgart. So wie die Stadt im Mittelalter wuchs, ist es dann auch allein ihr Werk. Von Seite 175 an verliert sich der Verfasser in die Dynastengeschichte und Heiratspolitik der Württemberger, und zwischenhineingestreut sind baugeschichtliche Abschnitte. Die kurze Episode, da die Stadt an das Reich fällt (1312–1315) und von Esslingen aus verwaltet wird mit dem Streben der Eingliederung in den Reichsstadtverband ist mit viel Variationen mehr politischer Art ausgesponnen. Anschaulich erzählt der Verfasser den Tag des 21. September 1316, wo sich die Heere der beiden Könige am Neckar bei Esslingen gegenüberlagen und der Graf es mit dem Habsburgischen Gegenkönig hält. Endgültig Residenz wird Stuttgart dann 1321, als Chorherren in den neugebauten Chor der Stiftskirche einzogen und die Grablege von Beutelsbach in diesen Chor verlegt worden war. Immer wieder verweist er bei der Frage, woher das Geld für solche gewaltigen Bauten (Häuser der Chorherrn) kam, auf die Mitgift der Ehegattin und der Schwiegertochter Sophie von Pfirt, Gemahlin Ulrichs III (gest. 1344). Interessant zwei Judenkapitel Seite 200 ff. Unter dem romanhaften Titel „Die ungleichen Brüder“ handelt er sehr spannend von der Abwehr der drohenden Teilung und zweier Hauptstädte durch Eberhard den Greiner im Blick auf seinen Bruder Ulrich IV (Marbach wird die Hofhaltung Ulrichs). Der Genealoge kann es sich nicht versagen, die Heirat Eberhards des Greiners mit Elisabeth von Henneberg-Schleusingen in einer Stammtafel darzustellen, weil mit ihr zum erstenmal staufisches Blut (im Sinne der hochadeligen consanguinitas) in das Haus Wirtemberg kam und eine Grafschaft nun innerhalb des schwäbischen Raumes in den Vorrang kam, als sei sie der Erbe des aufgelösten Herzogtums Schwaben. Dazu kam, daß Eberhards Sohn Ulrich IV (der bei Döffingen Gefallene) eine Tochter Kaiser Ludwig des Baiern zur Stadtherrin machte. Katharina von Helfenstein, die Gemahlin Ulrichs III, wirkte als Wohltäterin und Stifterin des Sankt Katharinen Spitals. Sehr ausführlich geht der Verfasser den Beziehungen der Grafen

zu den luxemburgischen Kaisern und Residenten von Prag und Böhmen nach.

Eine andere Wohltäterin ist die reiche Antonia Visconti (Gemahlin Eberhards des Mildens), deren Mailänder Gulden, die stärkste Währung im Mittelalter, dem durch Kriege verarmten Württemberg zu neuem Glanz aufhalfen. Der Verfasser rühmt in ihr das Heraustreten aus ärmlichem Lebensstil, das Bekanntwerden des Hofes mit verfeinerter italienischer Art, etwa darin, daß in der Kirche die erste Orgel gestiftet wird und italienische Gamben- und Lautenmusik am Hof erklingt. Überhaupt ist die Regierungszeit des Enkels des Greiners durch Milde, unkriegerische Gewandtheit und Diplomatie gekennzeichnet, wenn ihm auch der Vorstoß nach Oberschwaben mißglückt ist. Von ihm besitzen wir das erste authentische Bildnis, das den „veyßten“ zeigt, einen rundlichen Pykniker, der milde, d. h. freigebig und genießerisch war im Unterschied zu seinen rauhen, kampffreudigen, brutalen und höchst sparsamen Eberhard-Vorfahren im 14. Jahrhundert.

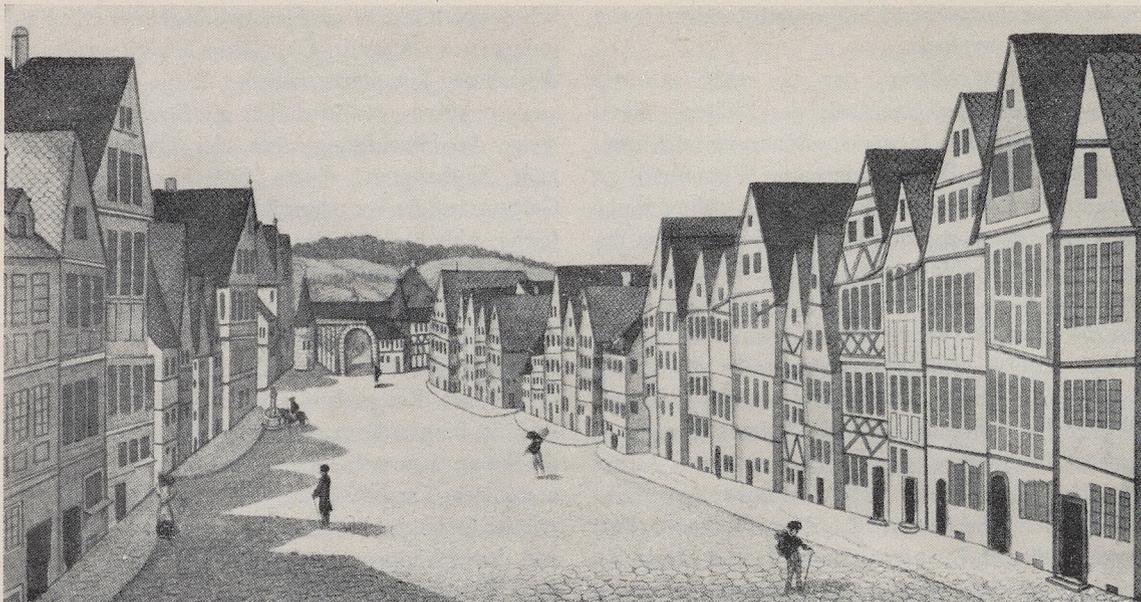
Stuttgart verdankte ihm die erste gärtnerische Verschönerung. „Der fraw von Mailant“ Garten lag südlich vor dem Schloß (S. 236), heute stehen auf dort gepflastertem Boden dicht gedrängt die parkenden Autos rings um den Kaiser Wilhelm zu Pferd. Möglicherweise stammen auch die drei Stauseen, Feuerseen, Mühlteiche, die die reiche Vorstadt nördlich vom Graben umziehen, aus der wasserreichen Lombardei. Sie bildeten im Norden eine Art Wasser-Clacis, erst später wurde die Stadt bis an ihre Ufer hinausgebaut (Gebiet Schloß-, Silcher-, Silberburg- und Breitscheidstraße). Der Untere See war auf der Fläche zwischen Schloß-, Büchsen- und Seidenstraße. Trocken gelegt wurden die Seen dann nacheinander im 18. Jahrhundert und das gewonnene fruchtbare Land wurde dazu benützt, um „Seidengärten“ mit inländischer Seidenzucht anzulegen. Um 1400 also nahm Stuttgart die ersten Reize einer Gartenstadt an.

In die Regierungszeit des Mildens und der Frau Antonia fiel dann in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts der Bau der Neustadt bei St. Leonhard. Kleine Blöcke entlang der Mauern gab es schon früher, wie z. B. einen Straßenzug zwischen Poststraße und Rotebühlplatz, vor dem Tunzhofer- oder Siechentor (Prinzenbau-Passage), vor dem Esslinger Tor (Südende der Marktstraße). Sie waren in kriegerischen Zeiten stets gefährdet und litten unter Belagerung, so daß es mit der Zeit notwendig wurde, daß man die unregelmäßigen Blöcke einem gegliederten größeren Wohngebiet anpaßte. So entstand süd-

lich des Nesenbachs die Neustadt im Unterschied zur ummauerten Altstadt. Die Achse der Neustadt war die heutige Hauptstätterstraße, darum so geheißen, weil vor ihrem westlichen Tor mit Straße zur Weinsteige die Hinrichtungsstätte, der Galgen lag, der zum „Enthaupten“ diente. Später wurde aus der Galgenstätte der vornehme Wilhelmsplatz (19. Jahrh.) (siehe Abb. 8). Die Straße blieb bis ins 19. Jahrhundert Stuttgarts wichtigster Handelsplatz, sein eigentlicher Marktplatz, denn sie übertraf an Fläche den alten Stuttgarter Marktplatz um das Doppelte (S. 241). Bezeichnend ist die großzügige Planung, die grünes Reservebauland für spätere Bebauung freiläßt. Ferner die regelmäßige Straßenführung und die Anlage von rechteckigen Blöcken von der Hauptachse, dem Langmarkt aus. Weiter die für das Mittelalter wichtige Abbiegung von geraden Achsen etwa von dem Esslinger- zum Hauptstättertor, von Osten nach Westen. Ein solcher in sich regelmäßiger Grundriß entsprach dem internationalen Städtebau des frühen 15. Jahrhunderts.

Der Verfasser vergleicht mit Geschick den allerdings geräumigeren Prager Wenzelsplatz mit der Stuttgarter Neustadtplatzanlage und stellt fest, daß Stuttgart in allen Besonderheiten das Prager Vorbild in kleinerem Maßstab nachmacht. Daß dabei der Name der, wie neuerdings behauptet wird (Koepp) aus Schwaben stammenden Parler fallen muß, ist beim Verfasser nun fast selbstverständlich, zumal die Prager Neustadt unter Karl IV etwa 50 Jahre vor Stuttgarts Neustadt entstanden ist. Dazu kommt noch, daß der Verfasser die Koeppsche These übernimmt: die im Bau befindliche St.-Leonhards-Kirche (gegen 1420) zeige parlerische Einflüsse und sei von einem Enkel-schüler Peter Parlers gebaut (S. 246). Der Baumeister heißt Hänslin Jörg, der Vater des berühmten Aberlin Jörg, dem Stuttgart den Umbau der Stiftskirche in eine spätgotische Staffelhalle verdankt.

Bei dieser Gelegenheit zieht der Verfasser auch die Linien, die Henriette von Mömpelgard (gest. 1444), die Gemahlin des Sohnes des Mildens, der auch Eberhard hieß, aber schon zwei Jahre nach seinem Vater gestorben ist und zwei Söhne, Ludwig und Ulrich hinterließ, und mit ihr der französisch-burgundische Einfluß in Stuttgart eingezeichnet haben. Denn zwischen dem Stuttgarter Hof und dem Hof in Montbéliard fand ein ständiger Austausch statt, in dem Mömpelgarder nach Stuttgart, „Virtembergiens“ nach Montbéliard überwechselten, besonders häufig im 18. Jahrh. (Hohe Karlsschule). Alt-Mömpelgarder Geschlechter in Stuttgart sind neben vielen anderen die Paret, Masson, d'Argent, Duvernoys, Curie,



8. Hauptstätterstraße im 18. Jahrhundert. Im Hintergrund das Hauptstättertort mit Blick auf den heutigen Wilhelmsplatz. Die Straße ist erkennbar als alter Straßenmarkt. Hier war ein Schnittpunkt des Verkehrs und Handels bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der ältere Marktplatz in der Innenstadt war längst zu klein für die regelmäßigen Postfahrten.

d'Autel. Die Mömpelgarder bildeten eine Wohngemeinschaft in der Neustadt etwa auf dem zur Besiedlung freigegebenen inneren Wall (nach Ummauerung der Vorstadt) oder rings um den sogenannten Hafenmarkt zwischen dem Esslinger Tor und dem Alten Schloß. Eine über den Stadtgraben führende Brücke hieß das „Welsche Brückle“. „Und witziger Nachklang: man nannte dort noch um 1820 den Inneren Stadtgrabenbach ‚Allan‘, den daneben fließenden Nesenbach ‚Lisaine‘ – nach den beiden vor Mömpelgards Mauern zusammenfließenden Bächen!“ (S. 251).

Das Wohnen in der Neustadt in Straßenblöcken, in denen jedes Haus einen Hofraum und Garten be-

saß, galt als vornehm. Die Parzellierung war so, daß Grünflächen innerhalb der Häuserzeilen erhalten blieben. Später, im 19. Jahrh. besonders, ist alles Gartenland mit Schuppen, Ställen, Werkstätten zugebaut worden, so daß der heutige Zustand das Wohnen in einem Elendsviertel ist (Bohneviertel). „Als die Neustadt entstanden war, muß sie durch ihre klare Aufteilung – Gerber- und Färberviertel am Bach, Weingärtner und Gärtner in der Südhälfte, Kaufleute und Gastwirte entlang dem Straßenmarkt, Geistliche um St. Leonhard, Juden in der abgeschlossenen Judenstadt beim Osttor – sehr imposant gewirkt haben. Ihren architektonischen Schwerpunkt fand sie in der alles beherrschenden Kirchenanlage

von St. Leonhard, die über die niederen Dächer der breitgelagerten Stadt so hinausragte wie Peter Parlers Maria-Schnee-Kirche über den Wenzelsplatz der Prager Neustadt“ (S. 252).

Es ist dem Verfasser nachzufühlen, wenn er das Mißlingen der Wahl Eberhards des Mildens – Stuttgart wäre dann deutsche Hauptstadt geworden – wehmütig bedauert, denn um 1400, zur Zeit der Absetzung des unfähigen Königs Wenzel, stand der Wirtemberger als wünschbarer Kandidat auf der Liste der Königsanwärter, weil er ein Nachfahre der drei zuletzt regierenden Herrscherhäuser, der Habsburger, der Wittelsbacher und der Luxemburger und dazu noch der einzige Graf war, der nicht Mitglied eines kurfürstlichen und herzoglichen Hauses gewesen ist, die nicht wählbar waren. Im Wettbewerb mit dem Vetter Ruprecht von der Pfalz hat Heidelberg damals der Residenz des Wirtembergers den Rang abgelaufen.

Indessen, mit dem Tode des glücklichen Mildens wurden auch gleich die Schulden sichtbar, die unter dem Glanz des Hauses verborgen waren. Der neue Lebensstil aus Mailand, Burgund und vom Kaiserhof verschlang mehr Geld als vorauszusehen war, und die Neustadt konnte kaum mit dem bezahlt werden, was der Milde gegen Geld an die Werdenberger abgab (Sigmaringen, Veringen).

Wie sollte sich ein Genealoge von so profunder Kenntnis wie der Verfasser auch das Mömpelgard-drama, beinahe eine Tragikomödie der arroganten und unsteten Henriette als Herrin ihrer unmündigen Söhne (Eberhard der Jüngere starb zwei Jahre nach dem Mildens an einer Seuche in Waiblingen 1419, noch nicht 31 Jahre alt) entgehen und es in allen Wechselfällen gleich einer Shakespeare'schen Story abrollen lassen? Doch für Stuttgart werfen solche Familiengeschichten nicht viel ab, sie empfehlen sich zu eigener köstlicher Lektüre.

Zunächst sorgten die mündig gewordenen Söhne Ludwig und Ulrich dafür, daß die Residenz eine dem vergrößerten Ansehen der Grafschaft würdige neue Stiftskirche bekam. Von etwa 1430 bis 1456 baute Aberlin Jörg das Langhaus zu einer dreischiffigen verbreiterten Hallenkirche um, indem er den Friedhof aufließ, die dortigen Chorherrn-Häuser nebst denen westlich der alten Kirche abbrach und sie neu errichten ließ. Am Umbau waren die Bürger insofern beteiligt, als sie Kollektengelder gaben und Frondienste freiwillig leisteten. Dafür bestätigte ihnen der gräfliche Stadtherr ein altes Recht, daß jeder Bürgersohn oder jede Bürgertochter, die gegen den Willen ihrer Eltern heirateten, selbst des Pflichtteils verlustig

gingen. Beide Brüder ließen 1433 den alten Marktplatz mit Steinen pflastern und stellten in seine Mitte ein prachtvolles Herrenhaus im Fachwerkstil in Anlehnung an die Rathäuser von Esslingen und Markgröningen. Wie üblich befanden sich unten das Kaufhaus (in offenen Lauben die Brot- und Fleischbänke) und oben die Gerichtsstuben, in denen aber nicht die Bürger richteten, sondern der gräfliche Stadtherr. Im Dachstock waren die Kornschranken untergebracht, also der Fruchtkasten (1820 abgebrochen). Generationen bauten an den Mauern um die St.-Leonhardsvorstadt, während die Mauern der Innenstadt noch verstärkt und deren Tore nachts gegen die Neustadt abgeschlossen waren.

Das Wohnen der Brüder in einer nicht allzugroßen Schloßanlage nahm dann unerträgliche Formen an, als der ältere Ludwig Mechthild von der Pfalz und der jüngere Ulrich Margareta von Cleve, von Vater- und Mutterseite vorwiegend burgundisch-französisch geprägt, geheiratet hatten. Auf Betreiben Ulrichs, geschürt von Henriette kam es zur Teilung der Grafschaft. Ulrich residierte in Wirtemberg-Stuttgart, Ludwig in Wirtemberg-Urach (1442).

Ulrich besaß also noch knapp die Hälfte Land im Vergleich zu seinem Großvater, dem Mildens. Mit schmälere Mitteln hielt aber Ulrich verschwenderischen Hof. Seine erste Frau starb 1444, er nahm zur zweiten Frau Elisabeth von Baiern (die Stamm-mutter des späteren Gesamthauses von Wirtemberg) und inszenierte wieder prunkvolle Turniere (das Volk gab ihm den Beinamen der Vielgeliebte), wozu er den Turnieracker, den ersten Sportplatz Stuttgarts planieren ließ. Rings um den Turnieracker legte er nördlich des großen Grabens eine neue Vorstadt an, die lange Zeit den Namen Turnierackervorstadt geführt hat. Später hieß sie Spital- oder Reiche Vorstadt. 1451 ist Elisabeth von Baiern in Landshut, wohin sie wegen der Pest geflohen war, gestorben. Zwei Jahre darauf ehelichte der Witwer Margarete von Savoyen (gest. 1479). Zusammen hatte er acht Kinder. Margarete von Savoyen war schon zweimal verheiratet mit einem König (ein Anjou), dann mit einem Kurfürsten (Ludwig von der Pfalz). Ihr Vater war der auf dem Basler Konzil als Felix V gewählte Papst, der fromme Herzog Amadeus von Savoyen, der eine große legitime Kinderschar mit Marie de Bourgogne hatte. Die gelehrte Margarete galt als schöne Fürstin, sie gebar Ulrich vier Töchter.

Nun begann das Unglück. 1450 starb Bruder Ludwig in Urach. Er hinterließ einen Sohn, den späteren Eberhard (im Bart). Für ihn bot sich Ulrich zum Vormund an. Mutter Mechthild dagegen beauftragte ihren

Bruder Friedrich (den Siegreichen) von der Pfalz mit der Vormundschaft. Der Uracher Adel hielt zur Pfalz, Ulrich bewegte die Bürger beider Residenzen, seine Vormundschaft zu unterstützen. Im vornherein waren die Bürger-Delegationen für die Einheit des Landes, sie anerkannten die Trennung nicht. Im Sommer 1457 fand ein Landtag beider Teile statt, auf dem die Bürger sich die Unterstützung des Grafen Ulrich durch Mitbestimmung teuer bezahlen ließen. Der Graf sollte künftig mit dem Rat und nach dem Rat von Rittern, Prälaten und Landschaft regieren, da er kein guter Haushalter sei, sondern ein Schuldenmacher. Die führenden Landtagsmitglieder – ihre Namen sind nicht bekannt – waren Stuttgarter Bürger, wie der Verfasser richtig formuliert, die künftigen Patrizier oder die vermögende Ehrbarkeit.

Während Urach einen Streit mit der Pfalz vermied, provozierte ihn Ulrich. Seine dritte Frau hatte Gebiets- und Geldforderungen an die Pfalz, er ließ sich zum Parteigänger des fehdelustigen Albrecht Achilles, des Brandenburgers machen, er fiel mit seinen Rittern ins Pfälzische ein, der Kaiser und der Markgraf Karl von Baden unterstützten ihn, aber in der Schlacht von Seckenheim (30. Juni 1462) verlor das Heer des Fürstenbundes gegen den „bösen Fritz“. Der badische und der württembergische Graf wurden in die Gefangenschaft auf Schloß Heidelberg abgeführt. Der Sieger verlangte Unsummen von Lösegeld und hohe Vermögensabgaben der Städte, um ein für allemal einen Einfall in seine Pfalz zu verhindern. Folge: Stuttgart verarmte, Urach wurde reich.

Gewaltige Pläne wurden bekannt. Der Sieger plante Stuttgart in seine Lehenshoheit zu bringen, Ulrich plante neuen Glanz durch die Verlegung des Rottweiler Hofgerichts nach Stuttgart, aber der Dank Habsburgs für Kriegshilfe blieb aus. Obwohl auf Jahrzehnte verschuldet, hat Ulrich nach seiner Freilassung (zehnmonatliche Haft) in Stuttgart das erste Kloster, ein Dominikanerkloster errichtet und so die traditionelle Klosterpolitik seiner Ahnen durchbrochen, die von ihren Gebieten Klöster fernhielten. Ob aus Ruhmsucht oder Liebe zur Stadt?

In zwei Jahren stand der Bau (Aberlin Jörg), Kaiser

Friedrich III besichtigte ihn, die ersten zwölf Mönche kamen aus Nürnberg, sie sollten wie in den größeren Reichsstädten die Predigt und die Seelsorge ausüben. Reich ist das Kloster, ein Nachzügler der Dominikaner-Bewegung, nicht geworden, dafür sorgten schon die Stiftsherren und die übrigen Sprengel der Bettelorden, die die Grafschaft unter sich bereits aufgeteilt hatten.

Wenn Ulrich gegen eine sehr kontroverse Literatur vom Verfasser auch der Bau der dritten, der Reichen Vorstadt zugeschrieben wird, so mag das seine Richtigkeit haben, gerade wegen der italienisierenden schachbrettartigen Anlage. „Der Bau dieser Neustadt (etwa mit Begrenzung durch die heutigen Straßenzüge der Tübinger-, Paulinen-, Weimar-, Schloß- und Bolzstraße) war für ihre Zeit ein Riesenunterfangen. Sie bedeckt mehr Fläche, als die Altstadt und die Leonhardvorstadt zusammen, und sie greift weit nach Westen, Norden und Nordosten über die älteren beiden Städte aus“ (S. 281). Eine so riesenhafte Planung, die weit über die Bedürfnisse der mittelalterlichen Stadt hinausging, hat, wie der Verfasser geschickt verteidigt, ihr Planform vor 1460, also vor dem Fürstenkrieg gegen die Pfalz gehabt, sie wurde nach dem Krieg von Ulrich selbst gekürzt, ohne daß der ganze Plan hätte rückgängig gemacht werden können. Vor 1460 also standen Rotbühl- und Büchsenor und behelfsmäßige Stadtmauern und jene Häuserblöcke, die nach Gabelkhover von den Bürgern selbst zum Teil errichtet wurden, den reichen, den Patriziern. Sicher sind auch Anregungen von der gelehrten und in südlichen Städteanlagen bewanderten Margarete von Savoyen ausgegangen. Eine solche Baulust in wenig Jahren mag die Stuttgarter Landtagsdelegation in Leonberg 1457 mitbestimmt haben, ihrem Stadt- und Landesherrn eine gute Haushaltung abzusprechen. Jedenfalls hat Eberhard im Bart nur vollendet an Mauern und Türmen, was sein Onkel Ulrich begonnen hatte. Das darf als sicheres Ergebnis für den Bau der großartigen dritten und letzten Stadt vor dem 19. Jahrhundert zur Kenntnis genommen werden. Auf diesem Feld hat der Verfasser bestimmt die Erforschung der Baugeschichte der Stadt weiter gebracht. Sie verdient hohes Lob.

In memoriam Staatsminister a. D. Dr. Adolf Flecken

Wer Ende September/Anfang Oktober den diesjährigen Tag der Deutschen Heimatpflege in Stuttgart miterlebte, über den Heft 4/1966 berichtete, dem wird der Vorsitzende des Deutschen Heimatbundes noch in deutlicher Erinnerung sein, wie er sich die ganzen Tage über an dieser Veranstaltung lebhaft beteiligte. Um so unerwarteter kam für alle, die bis dahin noch in steter Mitarbeit mit ihm gestanden hatten, unmittelbar nach Weihnachten die Nachricht, daß Dr. A. Flecken im Alter von 77 Jahren in seiner Heimatstadt Neuß am Rhein am 26. Dezember gestorben sei.

Diesem Rheinländer von Geblüt, der gleichzeitig den Rheinischen Heimatbund und verschiedene andere örtliche Vereine leitete, und seit seiner Jugend aktiv an den dortzuland im heimischen Brauchtum besonders bedeutsamen Schützenbruderschaften, aber auch an Reit- und Sportvereinen teilnahm, war die Heimatpflege in *allen deutschen Ländern* eine Herzensangelegenheit.

Er wußte gut, daß sich gerade auf die kleineren örtlichen Gruppen die Heimatpflege gründen müsse, daß sie darüber hinaus bis in die Praxis der Politik und der Gesetzgebung aber nur wirksam werden könne durch Zusammenfassung der einzelnen Impulse und Bemühungen im größeren Rahmen, eben in einem *Deutschen Heimatbund*.

Er bemühte sich seit Jahren, der übernommenen Aufgabe immer weitergehende Beachtung bei Behörden und in der Öffentlichkeit zu gewinnen. Daß er hierin erhebliche Erfolge erzielte, konnten wir unter anderem daran erkennen, daß sich unser damaliger Ministerpräsident Dr. K. G. Kiesinger bereitwilligst zur Mitwirkung am Tag der Deutschen Heimatpflege zur Verfügung stellte, obwohl sich seine späteren politischen Pflichten in Bonn damals schon abzeichneten, und daß auch der Herr Bundespräsident Dr. Lübke persönlich zu der Hauptveranstaltung in der Stuttgarter Liederhalle in unser Land gereist kam.

Wir hatten mit Sorge erfahren, daß unser hochgeschätzter Vorsitzender seit Ende November im Krankenhaus in Neuß lag, da uns aber Mitte Dezember die Nachricht erreichte, er befinde sich auf dem Weg der Besserung, sandten wir ihm unsere Genesungs- und Neujahrswünsche in den Weihnachtstagen in der Hoffnung weiterer erspriesslicher Zusammenarbeit im Jahr 1967 und nicht ahnend, daß er die ihm liebgewordene Tätigkeit für die irdische Heimat so bald schon werde verlassen müssen. Bezeichnend für ihn ein Wort, mit dem er seine Ansprache zum Tag der Heimat 1962 in Köln schloß: „Heimat hat, wer sich bewußt ist zu jeder Stunde, daß vor der letzten Heimat der höchste Richter steht.“

Er betrachtete das Wirken des Deutschen Heimatbundes stets als „große verpflichtende Aufgabe“ und formulierte sie im Geleitwort zum ersten Jahrbuch des Deutschen

Heimatbundes 1959 folgendermaßen: „Fern aller romantischen Schwärmereien macht sich der Deutsche Heimatbund die Forderungen des Tages zu eigen und bemüht sich um den großen Brückenschlag von der Vergangenheit zur Zukunft stets in dem Bewußtsein, daß der Fluß des organischen Lebens nicht gestört werden darf und daß auch wir heute nur festes Glied einer Kette sein können, wenn wir den inneren Halt, geprägt durch Generationen, nicht aufgeben.“

Im gleichen Jahr 1959 hatte der Schwäbische Heimatbund bei seinem 50jährigen Jubiläum in Ludwigsburg Dr. Flecken zum erstenmal im eigenen Lande begrüßen können, als er am 31. Mai im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses bei der Festveranstaltung Worte der Anerkennung und der Aufmunterung für unsere Arbeit fand. Auch damals war die Jahresversammlung des Deutschen Heimatbundes an den vorangehenden Tagen in Württemberg abgehalten worden.

Dr. Flecken hatte sein Amt 1958 von dem verstorbenen Ministerpräsidenten Dr. Arnold übernommen, der übrigens selbst ein Schwabe war. Seiner lebhaften Initiative verdankt die Heimatbewegung eine Reihe von Veröffentlichungen. Neben den von Mal zu Mal an Bedeutung des Inhalts gewinnenden „Jahrbüchern“ u. a. auch die wertvolle und deutlich warnende Denkschrift über die Frage der Industrialisierung und Schiffahrt an Hochrhein und Bodensee.

Adolf Flecken ist in der traditionsreichen Stadt Neuß am Rhein im Jahr 1889 geboren, wo schon sein Vater Stadtverordneter war. Nach erfolgreichem Studium und einer Kriegsverwendung in Berlin, blieb der junge Dr. jur. noch einige Jahre als Rechtsanwalt und Industriegeschäftsführer in der Reichshauptstadt, kehrte aber in den zwanziger Jahren wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er sofort rege am öffentlichen Leben teilnahm. Er wurde bald Stadtverordneter, war später Abgeordneter im Landtag von Nordrhein-Westfalen und hat in diesem Land auch als Innenminister und als Finanzminister gewirkt. Noch bis Sommer 1966 betätigte er sich als Landtagsabgeordneter und versäumte kaum eine Sitzung. Dadurch verfügte er über große Personen- und Sachkenntnis in seiner engeren Heimat und weit darüber hinaus. Er blieb aber immer, wohin ihn auch sonst seine Lebensaufgaben im In- und Ausland führten, ganz eng mit der schönen, eigenartigen Stadt am Rhein verbunden. Dort im alten Sankt-Quirinsmünster fanden am 30. Dezember die feierlichen Exequien statt, und in der großen Schar der Trauergemeinde, welche den hochgeachteten Mitbürger auf seinem letzten Weg begleitete, sah man neben vielen offiziellen Persönlichkeiten aus dem Rheinland und dem ganzen Bundesgebiet auch den Erzbischof von Köln, Joseph Kardinal Frings, und Dr. Konrad Adenauer. Nicht vergessen dürfen wir dabei die Abord-

nungen all der Organisationen, in denen der so vielfach Geehrte auch als Vorsitzender oder Ehrenmitglied tätig war.

Rufen wir uns dabei ins Gedächtnis zurück, daß jener wertvolle Bau aus dem 13. Jahrhundert, in dem die große Trauergemeinde sich sammelte, entscheidend mit durch Dr. Fleckens persönlichen Einsatz nach den schweren Zerstörungen des letzten Krieges wieder ganz in der alten Form aufgebaut und farbig gestaltet wurde – und daß eine sehr geliebte Tochter des Entschlafenen als Ordensschwester und Ärztin in Afrika in der Mission tätig ist – dann verspüren wir vielleicht etwas von den weitverzweigten Lebensströmen, die dieser Mann anspricht, wenn er das Wort „Heimat“ im Munde führte,

das oft so leicht verächtlich gemacht und verniedlicht wird. Wir werden in Stuttgart nie vergessen können, wie er am Abend des 30. September 1966 kein Hehl daraus machte, daß ihn das „Wort und Lied zum Feierabend“ mit seinem Blick in den Reichtum der Schwäbischen Volkskultur tief angerührt hatte; und wollen ihm über den Tod hinaus dankbar sein, für das, was uns seine Persönlichkeit in ihrer ganzen Ausstrahlung vom tiefen Ernst bis zum fröhlichen Humor gewesen ist, und was für Hinweise und welche Bestätigung, aber auch welchen fordernden Anspruch er uns für unsere Arbeit in der Zukunft gegeben hat.

R. I. P.

Walter Kittel

Zeppelin-Erinnerungen

Damals kannte ihn in Schwaben jedes Kind, und nun, fünfzig Jahre nachdem man ihn auf dem Stuttgarter Pragfriedhof zu Grabe trug, ist es für Zeugen jener Tage schon schwer, das Gefühl der Wärme wiederzugeben, mit dem man überall seinen „Graf Zeppelin“ für sich in Anspruch nahm. Gewiß lag es vor allem daran, daß er den Weg in die Lüfte als erster mit so großer Sicherheit gebahnt hatte – denn das Flugzeug hatte damals, in den Anfängen seiner Entwicklung, noch keineswegs die Siegesaussichten in dem Wettstreit mit dem Luftschiff für sich – aber nicht diese Frage und ihre Beeinflussung durch die besonderen Weltkriegsanforderungen soll hier gewogen werden, sondern der Zauber des Mannes, der im Sommer 1908 mit einem Schläge der populärste in ganz Deutschland geworden war.

Sicherlich sprach auch Stolz mit, als das Donnern der Motore über ganz Süddeutschland hin bei jenem glückten Langstreckenflug am 5. August nach so vielen Rückschlägen die Richtigkeit des Erfindergedankens bestätigte, – mehr noch war es das ganz ursprüngliche, alle Schichten mitreißende *Mitgefühl*, als das schöne Schiff am gleichen Nachmittag nach einer sauberen Reparaturlandung auf den Echterdinger Fildern durch eine Bö emporgerrissen und in der Luft durch Brand der empfindlichen Gasfüllung zerstört wurde. Im Augenblick dieses tiefsten Unglück sah sich der alte Mann, der so von der Höhe des Erfolgs herabgestürzt wurde, von seinem ganzen Volk wie durch eine Woge einhelliger Opferwilligkeit und Zuversicht emporgetragen, die alle sonstige Begeisterung dieser Friedens Epoche, alle Jubelfeiern und Fürstenhuldigungen weit in den Schatten stellten. Man sagt nicht zuviel, daß neben dem König niemand in Württemberg eine so spontane und bis zum letzten Tag anhaltende Beliebtheit genoß, und gewiß nicht nur hier im Lande.

Aber in der Heimat kannte man ihn doch besser, und

die Kinder von damals, heute schon Siebzigjährige, sprechen vor allem von der Ausstrahlung einer unendlichen *Herzengüte*, die, ganz wie bei Württembergs letztem Herrscher, die Zuneigung noch mehr rechtfertigte als aller Glanz, der sich sonst um seinen Namen wob. Daß er so kinderlieb war – (der Verfasser hatte durch den Zufall, daß er als Schüler damals im gleichen Hause wie der Schwager des Grafen wohnte, oft genug das Glück einer Begegnung, die nie ohne einen freundlichen Wink, ein Wörtchen oder einen Händedruck vor sich ging) – ist nicht von ungefähr die noch heute in Friedrichshafen wie in Stuttgart und überall lebendigste Erinnerung an den Luftschiffgrafen; es war die gleiche Eigenschaft, die ihn mit dem gebildetsten Soldaten des alten Heeres, dem Generalfeldmarschall von der *Goltz*, zusammenführte, um einer gesunden Freizeiterziehung der Jugend ihre besondere Bemühung neben einem vollbeanspruchten Arbeitstag zu schenken. Der englische General Baden-Powell war mit der Schöpfung der Boy-Scout-Bewegung vorausgegangen, in Deutschland entwickelten sich in gleicher Form die Pfadfinder und bald noch allgemeiner der Jungdeutschlandbund.

Es ist nicht zu leugnen, aber nur aus der damaligen Selbstverständlichkeit der allgemeinen Wehrpflicht und ihrer vielen gesunden Seiten zu verstehen, daß auch diese Jugendorganisation, wie übrigens in vielen demokratischeren Ländern ebenso, in militärähnlichen Formen mit Fahnen, Musikkapellen, Uniformen, Gleichschritt und Felddienst aufgebaut war – „Saustall-Stürmer“ haben darum die Gegner diese Scharen genannt, die an jedem Sonntag mit klingendem Spiel von ihren Ausmärschen nach Hause zogen! – aber ohne jede geistige Verkrampfung, die man als Militarismus verwirft, war darin, dem britischen Vorbild entsprechend, ein gesundes Auslüften und Bewegen des Körpers mit einem Kennenlernen der Heimat, mit ihren Wäldern und Lie-

dern verbunden – fast möchte man „körperliche Ertüchtigung“ sagen, und sie war es, lange bevor sich politische Programme dieses urgesunden Gedankens bemächtigten, um dessen Wiederbelebung Schule und Sport heute mühsam zu ringen haben.

Wie oft sind wir so am Park der Zeppelin'schen Villa am Herdweg vorübermarschiert, und wenn er da war, kam er jedesmal heraus, um geduldig und freundlich für jeden Blick vom Spitzentambour bis zum Schließenden zu danken, und natürlich bildete sich jeder ein, er habe *ihn* dabei besonders freundlich angesehen. So war es beim Fackelzug an seinem 75. Geburtstag, und noch auf der Höhe seines Ruhms hat er zusammen mit seinem königlichen Herrn und mit dem Feldmarschall, den damals schon der Nimbus seiner Leistungen im Orient umgab, betont, welche Hoffnungen er gerade in diese frische Jugend setze – und gewiß hat er, der Erfinder, dabei weit weniger an Taten des Krieges gedacht!

Mehr als die meisten seiner Zeitgenossen hatte er ja schon in früher Jugend die Ausmaße der technischen und totalen Kriegführung kennengelernt, als Zeuge des Bruderkriegs in Nordamerika, der uns durch Mitchells Roman vertraut ist, seinerzeit aber von den wenigsten Berufssoldaten in seinen grundstürzenden Zügen einer neuen Kriegstechnik gewürdigt wurde. Dort war Ferdinand von Zeppelin erstmals auf die Bedeutung des Fesselballons für die Beobachtung aus der Luft gestoßen, und der Gedanke hat ihn nicht mehr losgelassen und darüberhinaus zu dem bestimmenden Ziel des gelenkten Luftfahrzeugs geführt. Aber als Reitersmann, wie er seine Laufbahn begonnen hatte, bewährte er sich noch im Sommerfeldzug 1866, als er mit dem Pferd durch den Main schwamm, um den verbündeten Österreichern eine wichtige Meldung ans andere Ufer zu bringen, und er gehörte zu den ersten württembergischen Offizieren, die nach dem Bruderkrieg zum preußischen Generalstab kommandiert wurden und sich dort nach Hindenburgs Zeugnis rasch Achtung und Beliebtheit errangen. Den jungen Hauptmann hat dann zu Beginn des Siebzigerkrieges sein verwegener Patrouillenritt an der elsässischen Grenze bekanntgemacht – aber nach dem Blitzfeldzug, der bis vor die Mauern von Paris führte, war es dort im monatelangen Belagerungsdienst wiederum der technische Gedanke und die Bedeutung der *dritten Dimension*, die ihn beschäftigte – zumal als sich der republikanische Diktator Gambetta im Ballon über den Belagerungsring hinausschwang, um draußen den allgemeinen Widerstand neu zu organisieren.

Als Soldat in allen Sätteln gerecht – aber nie vom Soldatischen allein beherrscht – hat sich Graf Zeppelin in seiner ganzen Laufbahn gezeigt. Es mag wahr sein oder nicht, daß seine Verabschiedung als Brigadegeneral dadurch ausgelöst worden sei, daß er bei einer Parade die Front nicht über einen gestürzten Ulanen habe wegreiten lassen, sondern „Halt!“ kommandiert habe. Das Körnchen Wahrheit, das in treffenden Anekdoten steckt, ist auch hier die Herzengüte mit der klaren Entschlossen-

heit, die sich der Forderung des rein Kommissigen nicht unterwarf und dafür eine Laufbahn aufs Spiel zu setzen bereit war. Sein gleichgestimmter König, Wilhelm II., hat ihn bald als Generaladjutanten in seine Nähe gezogen, bald mit seiner Vertretung am Kaiserhof beauftragt und schließlich auch seine Erfindung wohlwollend gefördert, bis sie sich durchgesetzt hatte.

Es lag im Zuge der Zeit des allgemeinen Rüstungsdenkens, daß nun von der „Eroberung der Luft“ auch im engen militärischen Sinne gesprochen wurde und Zeppelinkreuzer für Heeres- und Marinezwecke gebaut wurden. Vorher hatte der Referent im preußischen Kriegsministerium unter starken gedanklichen Anleihen bei Zeppelins Ideen ein eigenes sogenanntes halbstarres Militärluftschiff zu schaffen versucht, – seit dem Erfolg von 1908 beherrschte die Erfindung des Grafen unbestritten alle Planungen. Die ganze Denkweise dieses alten Berufssoldaten zeigt sich aber doch aus jenem Wort, als er seine Stimme für eine Aufnahme des Edison'schen Phonographen lieh: nach dem Satz, „diese Erfindung solle nicht dem Krieg, sondern der friedlichen Förderung der Menschheit dienen“, setzte er unvermittelt mit großer Bestimmtheit hinzu: „das muß aber ganz besonders betont werden!“.

Als dann doch der Krieg kam, verlor das Luftschiff angesichts der verbreiterten Anforderungen des Aufklärungs- und Luftkampf-Einsatzes seinen Vorsprung bald an das mehr und mehr vervollkommnete Flugzeug, während die kriegsmäßige Verwendung durch die hohe Empfindlichkeit gegenüber der Bodenabwehr immer fraglicher wurde. Dem Erfinder selbst kann dies in den letzten Monaten seines Lebens nicht verborgen geblieben sein, doch noch im Alter von 78 Jahren nahm er unentwegt rührig am Schicksal seines Vaterlandes Anteil, bis ihn auf einer Reise in Berlin der Tod wegnahm, noch ehe er das Kriegsende mit seinen Enttäuschungen sehen mußte.

Es war wie von symbolischer Bedeutung, daß bei seiner Beisetzung zum letztenmal Luftschiffe über den Himmel der Heimat kreuzten, da sie durch die Entwicklung der Luftabwehr immer mehr verdrängt und durch das Flugzeug abgelöst wurden. Die Jungdeutschlandbuben, die ihm in Friedenszeiten zugejubelt hatten, präsentierten, nun schon blutjunge Soldaten, bei dem Leichenbegräbnis, das, unter Vorantritt des Königs in der Tschapka von Zeppelins roten Ulanen, zugleich die letzte feierliche Kundgebung des alten Württemberg sein sollte.

Die Wandlungen der Zukunft, so auch das Wiederaufleben der Hoffnungen auf einen neuen Luftschiffbau und deren unglücklicher Ausgang in der Explosionskatastrophe zu Lakehurst noch vor dem zweiten Weltkrieg – haben in einem halben Jahrhundert auf immer neue Bahnen geführt... Unverändert bleibt der Zauber der starken und edlen Persönlichkeit für jeden, der auf ihren Spuren sucht, welcher Geist einst diesen wackeren Schwaben über seine Zeit erhob.

Wilhelm Koblbaas

Was der Rat der „Freien Reichsstadt“ Reutlingen zu den Fastnachtsfeiern seiner Bürger zu sagen hatte

Von Hermann Mall

Der Rat der „Freien Reichsstadt“ Reutlingen hatte ein scharfes Auge auf die Freizeitgestaltung seiner Bürger. Selbst in die persönlichsten Dinge hatten die Stadtväter dreinzureden, z. B. wieviel Gäste zu einer Hochzeitsfeier geladen werden durften, ob das Tanzen erlaubt war und wieviel Musikanten genehmigt wurden; selbst die Dauer der Feier wurde eingeschränkt. All diese Dinge wurden von Amts wegen durch strenge Verordnungen geregelt.

Ein Ratsprotokoll vom 24. April 1573 Ziff. 130 (S. 51) gibt bekannt:

„Alle Hochzeiten abgeschafft, also daß niemand weiter denn allein Vater und Mutter und Geschwister laden, auch alle Spiel und Däntz dabei, an Straf 10 fl. (Gulden) ohnnachlässig zu bezahlen, abgeschafft sein sollen.“

Hingegen lesen wir in einem Ratsprotokoll vom Jahr 1578 Ziff. 435:

„Wolff Amann ist sein Hochzeit in des Schützen Haus zu halten und das Spiel mit Trummen und Pfeifen vergundt worden.“

Wurden die amtlichen Bestimmungen einmal gelockert, so wurde diese Freiheit so ungebührlich ausgenützt, daß um so strengere Bestimmungen folgten. Die Folge derselben war, daß etwa bei einer Hochzeit der weitere Kreis der Verwandten eben verbotenerweise auf offenen Plätzen, in heimlichen Winkeln und Scheunen seine „Freibälle“ veranstaltete. So wird berichtet, daß schon 1578 alle Sonntag abend verbotene Tänze abgehalten wurden, obschon die verordneten Stadtknechte als Polizeiorgane ernstlich darüber wachten und keinen schonten, den sie erwischen konnten. Diese verbotenen Tänze endeten dann meist damit, daß die Spielleute gefangen gesetzt wurden.

Ein Ratsprotokoll vom Jahr 1578 fordert:

„Es erfährt ein ehrsamer Rat täglich, daß zu nächtlicher Weis' ein säuisch, aufrührerisch und viehische Unzucht auf den Gassen getrieben, desgleichen alle sonntägliche Abende allerlei leichtfertige Tänz (heimliche) gehalten werden; deswegen den Stadtknechten ernstlich befohlen worden, fleißig Aufmerkens zu haben, keines zu verschonen, alle diejenigen, so betreten, die wehr abgucken und nehmen und anders zu Abtreibung deren noch tunlichen Dingen, mit Ernst für die Hand nehmen, desgleichen die Spielleute gefänglich einnehmen und dessen alles einem Ersamen Rat berichten.“

Eine willkommene Tanzgelegenheit boten auch die an den langen Winterabenden stattfindenden „Lichtkärze“.

Man kam in Privathäusern zusammen und vergnügte sich bei Spiel und Tanz. Auch diese Unterhaltungen wurden laut Ratsprotokoll vom 5. Januar 1575 abgeschafft.

Zu besonders beliebten Lustbarkeiten gaben die Fastnachtsfeiern Anlaß. 1573 wollte man die „Unfuor“ der Fastnacht abschaffen. Allein der Versuch gelang nicht. Aus späteren Berichten erfahren wir, daß die Zünfte (besonders Metzger und Gerber) die Fastnachtsfeiern benützten, um allerlei Kurzweil zu treiben, z. B. Fahenschwingen und Tanzen.

Weil sie die Ratsbestimmungen überschritten und „ein Mißbrauch daraus gemacht, soll jede Person 2 fl. (Gulden) zur Straf erstatten“, so lesen wir in einem Ratsprotokoll vom 9. März 1625.

Ein besonderes Augenmerk hatte der Rat auf die Wirtschäften. Sie waren die Stätten des Unfugs und von allerlei „Ungebühr“. Im Hinblick darauf müssen die Strafverfügungen verstanden werden, die wir den Ratsprotokollen entnehmen können. So wird uns berichtet (am 26. Okt. 1650), daß ein Wirt Jakob Nedelen, „der seinen Gästen über die Zeit Essen und Trinken gegeben mit Spielleuten andere Ungebühr habe verüben lassen“, mit 2 fl. (Gulden) Strafe belegt wurde.

Über die Fastnachtsfeier im März des Jahres 1651 wird berichtet:

„Heinrich Haußer, welcher über die Zeit Spielleut in seiner Wirtschaft gehalten, soll 1 fl. (Gulden) zur Straf erstatten. Desgleichen sollen auch die Spielleut Anton Launer und Ulrich Weißen Sohn jeder 1 fl. Straf erlegen.“

Sogar das Küchlein-Backen und alles übermäßige Essen und Trinken wurden durch Verordnungen des Rats verboten. Die strengen Verordnungen waren nötig, denn die Auswirkungen des Krieges in der Nachkriegszeit nahmen katastrophale Formen an. Deshalb genügten Geldstrafen nicht mehr, und die Übeltäter wurden von jetzt ab in den Turm gelegt. Selbst bis hinauf in die Kreise der Ratsangehörigen geht die Zuchtlosigkeit, was durch die Ratsprotokolle bewiesen wird.

Vom 16. Nov. 1651 wird berichtet: „Die Herren Commissarien haben referiert, wessen sich die in Thurm gelegenen Bürgersöhn ferners verantwortet, weilen dann darbey auch vorkommen, daß Jerg Finckh und Joachim Schmiden Sohn die Gefangenen besucht und denselben Wein zugetragen, als seind selbige, und zwar jeder Insonderheit destwegen umb 1 Schilling gestraft worden.“

Die Ratsprotokolle jener Zeit künden von vielen solchen Vorkommnissen, die einen Einblick geben in die „Un-

fuor“ jener Tage. Es würde sich lohnen, alle die Geschehnisse zu beschauen, um eine Vorstellung zu bekommen von den Schlägereien und nächtlichen Trinkgelagen, die sich bei Fastnachtsfeiern und anderen Festlichkeiten abspielten.

Daß der Rat der Stadt besonders gegen die Ausschreitungen der Fastnachtsfeiern Sturm lief, ist wohl zu verstehen. Ein Ratsprotokoll vom 28. Febr. 1652 hat folgenden Wortlaut:

„Die Bürgers Söhn und ledige Gesellen halltten an, ihnen auf bevorstehende Fastnacht einen Tanz zu vergonden, so aber auß bewegenden Ursachen abgeschlagen worden.“

Darauffhin erläßt der Rat eine geharnischte Verfügung vom 20. Februar 1669:

„Demnach Ein Ersamer = wohlweißer Rath alhir zue Reutlingen reiflich erwogen, wenßgestalten umb gegenwärtige haylige Fastenzeit, darinnen ein Jeder Rechtshaffene Christ, daß bittere Leyden und Sterben Jesu Christi, seines hochverdienten Haylandts, solle anfangen andechtig und seliglich zue Betrachten, undt mit Hayligen Fasten sich wohl darzue vorbereiten, hingegen

Layder nach dem Exempel der abergläubischen Hayden, undt deren folgern dem blinden Papstumb auch in hießiger Statt bey vihlen under den Bürgern, dero genannte Faßnacht, mit ybermäßigem Essen undt Trinken, mit Seithenspihl, dantzen undt springen undt allerhandt underlaufender Leichtfertighait undt unzucht undchristlich und ohnverantwortlich begangen wird, undt dahero solcher Eingerißene mißbrauch, auß Christlichem, gottseeligem Eyfer, in alle weeg bey wohl empfindlicher straf von jeder Gott liebender obrigkeit gänztlich abzuschaffen, undt ernstlich zue verbieten; alß hatt ein ehrsamer und wohlweiser Magistrat einheliglich dahin beschloßen, daß auch in hießiger Statt undt under hießiger Bürgerschaft das obengenannte Teufelische Fraßfest der Fastnacht, sambt allen bißher übelgewohntem übermäßigem Eßen und Trinken, dantzen undt springen, neben allen darzue anreizendem saitenspihl, auch aller Mommenschantzerey undt sonst dabei verübter unzucht undt Üppigkeit, bey ernstlichem ohnnachleßigem einsehen gantz abgeschafft undt eingestellt sein solle, wornach sich meniglich zu errichten, undt für straf undt schanden selbst zu verhüten wißen wirdt.“

Mozarts Reisen durch das Schwabenland

Von Friedrich Baser

In seinem allzukurzen Leben hat der „Genius der Liebe“, wie Mozart von Richard Wagner genannt wurde, fünfmal Süddeutschland auf Konzertreisen durchquert, die ersten mit seinen Eltern, deren Briefe uns ein lebendiges Bild damaligen Konzertlebens hinterließen. Die erste Reise beider Wunderkinder (mit der Schwester Nannerl) leitete Vater Leopold Mozart 1763–66 selbst. Auf ihrem Wege von Salzburg über Mannheim, Mainz, Frankfurt, Aachen und Brüssel nach London und Paris, führte er die Wunderkinder unterwegs über München an alle musikalischen Höfe, von denen uns des Vaters Briefe und Tagebücher berichten. Natürlich wurde vor allem in der Heimat Leopold Mozarts, in Augsburg, den Kindern eine Rast geboten, wobei sie die noch recht zahlreiche Verwandtschaft in der altberühmten Reichsstadt kennen lernten.

Nächste Station wurde Ulm, dessen altehrwürdige Fachwerkhäuser freilich nicht Vater Leopolds Beifall fanden; er schrieb: „Ulm ist ein abscheulicher altväterischer und so abgeschmackt gebauter Ort, daß ich vielmal an Sie (seinen Freund Lorenz Hagenauer in Salzburg) gedacht und gewünscht habe, daß Sie ihn sehen sollten. Stellen Sie sich nur Häuser vor, wo Sie von außen das ganze Stock- und alles Holzwerk, so wie es angelegt ist, sehen müssen, und, wenn es hochkommt, solches mit einer Farbe überstrichen, das Mauerwerk aber schön weiß, oder jeder Ziegel so wie er liegt, na-

türlich angemalt ist, damit die Mauer und das Holzwerk desto deutlicher gesehen wird. Und so sehen Westerstetten, Geislingen, (wo die künstliche Beinarbeit gemacht wird, und wo sieben Weibspersonen einen jeglichen ankommenden fremden fast zu tode reden, um geld zu lösen) dann Geppingen, Plochingen und vieles von Stutgard aus.“

Immerhin übernachteten die Drei mit ihrem neuengagierten Friseur Winter im altmodischen Nest des querköpfigen Ulmer Spatzen „Zum goldenen Rad“. Andern tags besuchten sie das gewaltige gotische Münster mit der berühmten Orgel, die seit Jahrhunderten zu den größten Wunderwerken weit und breit zählte. Auf der Orgelempore stellte Vater Leopold seinen siebenjährigen Knaben dem Münsterorganisten Johann Christoph Walther vor, einem nahen Verwandten Johann Sebastian Bachs. Er war der Sohn jenes Johann Gottfried Walther in Weimar, der 1732 das erste deutsche Musiklexikon herausgegeben hatte, eines unserer wichtigsten Quellenwerke aus jener Zeit. Der Sohn, der seit 1751 als Ulmer Münsterorganist tätig war, errang sich auch durch seine Klavierwerke einen angesehenen Namen. Entgegenkommend zeigte er seinen Salzburger Gästen seine Münsterorgel, ein großes Werk des Ulmer Orgelbaumeisters Schmahl mit seinen 45 Registern, drei Manualen und dem Pedal, das unter Verwendung des Materials der früheren Orgel 1730–35 renoviert wor-

den war. Dies Riesenwerk überragte sogar die vielgenannte Egedacherorgel im Salzburger Dom.

Noch am gleichen Tag rollte ihre Reisekutsche der Schwäbischen Alb zu. Leopold fährt in seinem Briefe fort: „Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Württemberg das schönste Land ist: von Geislingen an bis Ludwigsburg sieht man nichts als rechts und links zu gleicher Zeit Wasser, Wälder, Felder, Wiesen, Gärten und Weinberge, und dies zugleich und auf das schönste vermischt ... Da wir auf die Poststation Plochingen kamen, hörten wir, daß der Herzog den augenblicklichen Entschluß gefaßt habe, den 10. (Juli 1763) in der Nacht nach seinem Jagdschloß Grafenegg abzugehen, welches 14 Stund entlegen ist. Ich entschloß mich demnach geschwind, statt nach Stuggard, gleich über Connstatt nach Ludwigsburg zu gehen, um den Herzog noch anzutreffen. Den 9ten abends langte ich in Ludwigsburg spät an. Ich sahe noch ein Stück von der Französ. Comödie. Ich konnte aber eher nicht, als den 10. morgens den Ober-Capellmeister Jomelli und den Oberjägermeister Baron v Pöllniz sprechen, an welche beide ich briefe vom h:grafen v Wollfegg hatte: allein, kurz zu sagen! Es war nichts zu machen, h:Tomasini, der 14(tag) vor mir da war, kam auch nicht dazu sich hören zu lassen. Und wie ich durchaus vernehme, hat der Herzog auch die schöne Gewohnheit, die Leute lange warten zu lassen, bis er sie hört, und alsdann lange warten zu lassen, bis er sie beschenkt: alleine, ich sehe die ganze Sache als ein Werk des h:Jomelli an, der sich alle Mühe giebt, die Teutschen an diesem Hofe auszurotten, und nichts als Italiäner einzuführen. Es hat ihm auch schon fast gelungen, und wird ihm auch gänzlich gelingen, da er nebst 4000 f jährlichen Gehalt, Portion für vier Pferde, Holz und Licht, einem Hause in Stutgard und einem Hause in Ludwigsburg noch die gnade des Herzogs im ersten Grade besitzt, und seiner Frau sind nach dessen Tode 2000 f Pension accordiert, wie gefällt Ihnen eine solche Capellmeister Stelle? – über das hat er bey seiner Musik unumschränkte Macht: und das ist es, was die Musik gut macht, wie sehr aber Jomelli für seine Nation eingenommen ist, können sie daraus schlüssen, weil er und andere seine Landsleute, deren sein Haus immer voll ist, um ihm aufzuwarten, sich vernehmen ließen, daß es zu verwundern und kaum glaub:seye, daß ein kind teutscher Geburt so ein Musik:genie und soviel geist und feuer haben könne. ridete amici!“

So fuhren sie denn über Enzweihingen, Knittlingen, Bruchsal, Schwetzingen und Heidelberg nach Mannheim an den Hof des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, der sie aber ebenfalls etwas warten ließ, dann aber beide Wunderkinder hörte und auszeichnete. So begann ihr Siegeszug zu den glänzendsten Höfen und Adelsitzen Frankreichs, Hollands und Englands. Erst im Spätherbst 1766 kehrten sie über die Schweiz und Schaffhausen, über Donaueschingen heim. Schon in

Lausanne grüßte sie Prinz Ludwig Eugen von Württemberg und machte wieder gut, was sein regierender Bruder in Ludwigsburg versäumt hatte. Beide Württemberger waren bei Friedrich dem Großen in Potsdam erzogen und musikalisch gebildet worden, Karl Eugen bei keinem Geringeren als Philipp Emanuel Bach als Cembalist, Ludwig Eugen bei Quantz als Flötenspieler. Leopold schrieb hierüber: „Obwohl wir uns da nur über Mittag aufzuhalten gedachten, so kamen doch beim Absteigen von unserem Wagen die Bedienten vom Prinzen Ludwig von Württemberg ... und andere zu uns, und ich konnte nicht anders, als mich durch diese ansehnlichen Personen bereden lassen, mich fünf Tage in Lausanne aufzuhalten.“ Das für den Prinzen vom neunjährigen Wolfgangler komponierte Solo für Flöte und andere Instrumente ist uns leider verloren gegangen.

Einundzwanzigjährig reiste Wolfgang Amadeus Mozart mit seiner Mutter 1777 wiederum über Augsburg und Mannheim nach Paris, machte aber einen nördlichen Umweg über Donauwörth, die musikfreudige Abtei Kaisheim, Dischingen, Ellwangen, Aalen, Gmünd, Schorndorf und Cannstatt. Am schwäbischen Fürstenhof Craft Ernsts zu Wallerstein, der gerade in seinem Jagdschloß Hohenaltheim residierte, spielte der junge Mozart mit dem berühmten Klaviervirtuosen Ignaz von Beecke um die Wette, der dreiundzwanzig Jahre älter war. Auch musizierte Mozart mit dem Oboisten Marci Berwein, der leider als einziger der Hofkapelle anwesend war, da der Fürst seine junge Gattin kurz vorher verloren hatte. Deshalb hatte er seinen Kapellmeister Franz Anton Rosetti-Rößler, Janitsch, Reicha und andere berühmte Musiker beurlaubt.

Der Wunsch des Vaters, sich dem Regensburger Fürsten Thurn und Taxis in seiner Sommerresidenz Dischingen, dann endlich auch Herzog Karl Eugen in Stuttgart vorzustellen, konnte der Sohn nicht mehr ausführen, denn Mannheim und Paris lockten ihn sehr. Erst auf der Rückreise 1778, die er der geliebten Aloysia Weber wegen über Mannheim nahm, berührte er als Reisegast des Reichsprälates der Zisterzienserabtei Kaisheim, Heidelberg, Heilbronn, Hall, Crailsheim, Dinkelsbühl, Wallerstein, Nördlingen und Hohenaltheim; nach angenehmem Aufenthalt in der Abtei Kaisheim ging es über Neuburg an der Donau und Ingolstadt nach München, wo ihm die ungetreue Aloysia Weber tiefsten Schmerz zufügte.

So kehrte er, nachdem in Paris auch seine Mutter gestorben war, tiefbetrübt nach Salzburg heim, das er nach drei Jahren endgültig verließ, um sein Glück in Wien zu suchen, 1781. Neun Jahre später führte ihn nochmals die Rückreise von der Kaiserkrönung in Frankfurt 1790 denselben Weg, den er 1763 mit Vater und Schwester über Cannstatt genommen hatte. Es war seine letzte Reise. Im folgenden Jahre 1791 starb er, erst fünfunddreißigjährig. Aber in seinen herrlichen Werken lebt er noch in Jahrhunderten.

Kalendergedicht

*Jahre sind unzählige schon versunken
in dem rastlos rollenden Strom der Sphären,
und ein Jahr hat wieder einmal, ein neues,
heute begonnen.*

*Mit naturgesetzlicher Zahl von Tagen
– ungefähr dreihundertundfünfundsiebzig –
dehnt sich's unabsehbar und rätselschwer vor
zagenden Herzen.*

*Da hindurchzuschreiten und ohne Irrtum
stets den grade gültigen Tag zu wissen,
ihn mit Ziffer, Wochentag, Monatsnamen
treffend zu nennen,*

*ist ein Kunststück, aber es muß gelingen:
fehlt doch sonst dem Wanderer in den öden
Weiten die notwendige zielbewusste
Orientierung.*

*Überraschend originell ist dieses
für des Hauses Küche bestimmte Tuch mit
dem für neunzehnhundertundfünfundsiebzig
gültigen Jahrplan.*

*Aufgeprägt sind edelem weißem Leinen
handgedruckt in dunkelblau – symmetrisch
bildumkränzt und übereinanderstehend –
vier Vierteljahre*

*wie in eines offenen Schrankes Fächern,
dessen Seitenwandung und Bodenbretter
mit Gerät und allerlei Bildwerk den Kalender
umrahmen.*

*Ausgewählt nach heimlichem Sinn ist alles:
Vorratskorb, die Schale für Obst, für Most ein
Griechenkrug, ein Blasebalg und darauf die
Zange fürs Feuer.*

*Kleiner schau'n wir Halter für Licht und Dose
für Gewürze. Räuchergestell und kleine
Mühle, Gabel, Messer und Löffel: jeder
Hausfrau Geräte.*

*Sind das nicht Merkmale des Jahreslaufes?
Winter zehrt, doch blühen aus ihm des Lenzes
Sommerpracht und üppiger Herbst, der wieder
mündet in Frostnacht.*

*Aus uralten Zeiten ererbte Zeichen
zieren all die Bilder und sind Beweise
für des Lebens ewige Mächte, die dem
Dunkel obsiegen:*



*Lebensbaum, Rosette der Sonne Gleichnis,
heil'ge Lebensrute mit Balsamblüten,
beimgekehrt der Wunder- und Märchenvogel,
Künder des Frühlings.*

*Spitze Pyramiden und Punktgirlanden,
aneinandergereihte Kreise deuten
wie der „8“ unendlicher Schriftzug auf ein
Werden ohn' Ende.*

*Und die Hausfrau, wenn sie am Küchenberde
hütet der Familie Vitamine,
ist mit ihres Küchenkalenders guten
Geistern im Bunde.*

*Der Kalender selber ist nur ein Rahmen
der Natur. Mit Leben und Wert ihn füllen
soll des Menschen Seele gelenkt vom hohen
Geiste der Liebe,*

*der unsterblich waltet: und wenn die Körper
mit den Jahren sinken ins All, dort bildet
Schöpferkraft, Gestalten erweckt zum Dasein
wieder ihr Wille.*

Georg Müller

Professor D. Dr. H. Hommel, Klassischer Philologe in Tübingen, stellte uns das obige Gedicht zur Verfügung, das ihm ein über 80jähriger wissenschaftlicher Kollege aus dem Anhaltischen zugesandt hatte. Studienrat a. D. Dr. Georg Müller schrieb dieses Kalendergedicht in sapphischen Strophen als Ausblick auf das Jahr 1965; wir drucken es ab als besinnlichen Rückblick – und als liebenswerten, verbindenden Gruß aus Mitteldeutschland.

Was uns beschäftigt - was uns angeht

Öl-Unfälle wie erwartet!

Von allen Prognosen für die bei Brengenz entlang dem Bodensee verlegte Pipeline der ENI-Ölgesellschaft hat sich zwischen ersten Warnungen und fröhlichem Optimismus dies eine mit absoluter Sicherheit ergeben: daß keine Aufzählung der bisherigen Ölpannen zum Druck gehen kann, ohne daß schon wieder eine neue gemeldet wird . . . so auch laut Tagespresse bei Abschluß nachstehenden Überblicks.

Zwar bei der letzten Öllache (Stuttgarter Zeitung v. 26. 1. 1967) handle es sich um das Auslaufen von Motorenöl aus einem Schweizer Fährschiff in Friedrichshafen, und es soll gelungen sein, sie mit einem Bindemittel zu lokalisieren und abzusaugen. Daß dieser Fährverkehr immer solche Gefahren in sich barg, war von jeher mit der nötigen Vorsicht in Kauf genommen worden; der Vorfall bleibt erwähnenswert, weil der Rheinschiffahrtsverband bei seiner Propaganda zugunsten der längst als unwirtschaftlich erkannten Kanalisierung des Hochrheins die seltsam widersprüchliche Begründung gebrauchte: die Ölgefahr sei ja schon durch den Fährverkehr in den Bodensee gebracht – und in gleichem Atemzug: man sei technisch in der Lage, ihr durch Vorkehrungen auf den Schiffen vorzubeugen. Beides mag in begrenztem Rahmen hingehen – ein Trugschluß aber ist und bleibt, daß man darum ungestraft die Gefährdungsfaktoren am See häufen dürfe, sowohl durch Hereinziehen der Frachtschiffahrt wie vor allem wegen des Umschlags von der Wasserfracht zum Land mit allen ölgetriebenen Anlagen und Zubringern! Ein gleichfalls Ende Januar noch bei Hagnau/Immenstaad gemeldeter Ölfilm, „dessen Ursprung die Wasserschutzpolizei noch nicht herausfinden konnte“ (aber inzwischen wohl entdeckt hat) dürfte einem die-

ser zahllosen kleineren Faktoren zuzuschreiben sein.

Diese Tatsachen zeigen schon vor dem Kern unserer Betrachtung, wie allein durch die Abhängigkeit unserer Technik vom Öl eine ständige Gefahr besteht, die der Allgemeinheit und ihrem Staat sehr wohl bekannt ist: mit strengsten Anordnungen und schwersten Haftungsandrohungen wird darum jeder Besitzer einer Ölanlage angehalten, kostspielige Schutzvorkehrungen zu treffen – nur was von staatlicher Seite selbst an einem weit wichtigeren Punkt hingenommen wurde, bleibt weit hinter diesen Anforderungen zurück.

Als Ende 1963 die Öffentlichkeit unseres Landes durch jene Trassenführung der ENI-Pipeline überrascht wurde, haben auch unsere Heimatvereine durch ihre „Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee“ ernste Warnungen erhoben, sich aber in der weiteren Folge zurückgehalten, als das bedauerliche Thema einer verspäteten und unvollständigen Orientierung zum Gegenstand einer parlamentarischen Untersuchung gemacht wurde. Schon damals haben wir darauf hingewiesen, daß der „Schwarze Peter“ nicht so sehr beim Lande Baden-Württemberg zu suchen sei, als beim maßgebenden Partner der italienischen Ölgesellschaft und ihrer Zweiggründung „Südpetrol“ – bei einem Bundesland, das sich mit diesem Mittel in traditionellem Selbständigkeitsstreben von der Ruhrkohle freimachen wollte. Was diese Tendenz für alle bedeutet (da wir, um bei der Binnenschiffahrt zu bleiben: „in einem Boot sitzen“) lehrt ein Blick auf das sozial und finanziell größte Sorgenpaket des Bundes und ist somit wiederum der Zuständigkeit unsres staatsbürgerlichen Zusammenschlusses entzogen,

der nur warnen, warnen, warnen kann . . .

Ebensowenig hatten wir uns in zwischenstaatliche Beziehungen einzuschalten, so enge Verbindung wir unsrerseits mit den Heimatfreunden in den Nachbarländern unterhalten. Ein Gespräch über die Möglichkeit einer andern Trassenführung der Pipeline hätte bei den vielen internationalen Begegnungen und Kommissionstagungen nicht so umgangen werden dürfen, wie es den Anschein hat; auch mutet es nicht sehr freundlich an, daß zunächst eine Pfänder-Durchtunnellung, durch die man die Pipeline hätte leiten können, als geologisch unvertretbar bezeichnet wurde, jetzt aber aus der Schublade eines anderen Ressorts ein schon seit 1960 bereitliegendes Projekt eines Straßentunnels durch den selben Berg zur Diskussion kommt.

Wir haben die berufenen Stellen darauf hingewiesen, und vertreten im Hinblick auf künftige Schadensfolgen noch heute die Auffassung, daß eine Frage wie die der Pipelinetrasse nicht Sache eines kommerziellen Abkommens, sondern des internationalen Nachbarrechts und entsprechender Schiedsverhandlungen sei; wir haben den Beteiligten dazu ein Gutachten des Feldkircher Rechtsanwalts Dr. Weiter zu dem verwandten Fall der Gefährdung Vorarlbergs durch das Heizölkraftwerk Rüthi an die Hand gegeben. Nur auf diesem Wege können die Mitbetroffenen, wie Baden-Württemberg als „Unterlieger“, auf Abhilfe dringen, auch gegenüber Gefahren, die schon weitab vom eigenen Gebiet zwischen Splügen und Bodensee aus den mehrfachen ungeschützten Leitungüberquerungen am Alpenrhein jederzeit entstehen können.

Nicht ohne Befremden sahen wir bei unsern Warnungen den Rheinschiffahrtsverband, der sich sonst mit schönen Worten zum Landschaftsschutz bekennt, im Bunde mit einem

„Sachverständigen“, der die Ölgefahr dadurch zu bagatellisieren suchte, daß man einen Ölaustritt aus der Pipeline im See auffangen könne – wie jener Löwenjäger, der die Sahara durch ein Sieb schüttet, bis die Löwen übrigbleiben... Zu solchen Versuchen, eine riesige Bedrohung zu verniedlichen, sei nur bemerkt, daß sie völlig unerprobt und sicherlich nur bei stillem See ‚in etwa‘ zu realisieren wären; aber wer den Bodensee kennt, weiß, daß er so nicht immer mittut. Die am stärksten gefährdeten Städte Lindau, Konstanz und Friedrichshafen wurden bei ihrer Verwaltungsklage nicht ohne sanfte Einwirkung der Länder, die keinen Ausweg mehr sahen, zu einem Vergleich bestimmt, bei dem die Möglichkeit der Aufbereitung ölverseuchten Wassers nach einem von Professor Sontheimer, Karlsruhe, gutachtlich erläuterten Verfahren mitsprach. Möge es stets glücken!

Wenn wir uns voll und ganz zum wirtschaftlichen Fortschritt bekennen, von dem unser Land lebt, und damit jede gesunde technische Entwicklung bejahen, so dürfen wir doch nicht weniger den Aberwitz kennzeichnen, der darin liegt, daß man, statt das Wasser als natürliches Lebenselement in Ruhe zu lassen und zu schützen, leichtfertig Gefahren heraufbeschwört, die man hinterher durch kostspielige Aufbereitungsanlagen wieder beheben muß! Wenn uns heute vorausgesagt wird, daß in den nächsten Jahrzehnten ein Gebiet weit über den Main hinaus auf Wasser aus dem Bodensee angewiesen sein wird, so muß das Markten um die Wasserentnahme, das uns heute in Tagen des Europa-Gedankens so engherzig erscheint, dereinst vom Notschrei der Bevölkerung übertönt werden, die trotz aller Mechanisierung auf das Wasser als Lebenselement angewiesen bleiben und alle anklagen wird, die derartige Gefahren heraufbeschworen haben.

Spricht so nur der Schwarzseher, Agitator und rückständige Fortschrittsgegner? Nichts von alledem – allein die Tatsachen reichen aus: Anfangs Oktober 1966 fließen bei einem Bruch

der Pipeline am Niederrhein Tausende von Litern aus und werden nur durch den Zufall aufgefangen, daß eine undurchlässige Lehmschicht das Öl wie in einer Wanne festhält. Am 11. November laufen rund zwanzigtausend Liter aus der Pipeline nach Ingolstadt bei Dürrläutungen durch menschliches Versagen aus, und noch erklärt der leitende Ingenieur der ENI: „So etwas kann uns am Bodensee nicht passieren.“ Also muß am 8. Dezember ein Ölaustritt, der erst am nächsten Tage bemerkt wird, beim Weiler Volklings im Landkreis Lindau aus einer Druckmeßzelle erfolgen, um darzutun, was es mit der ‚Registrierung jeder Tasse Öl‘ auf sich hat – und trotz der Beschönigungsversuche des Unternehmens handelt es sich um eine Menge zwischen 20 000 und 80 000 Litern!

Hier spricht keine nationalistische „Itaker“-Gegnerschaft mit, wenn daran erinnert wird, daß die Sprecher von Lindau und Konstanz schon Ende 1963 auf Unsorgfältigkeiten beim Leitungsbau hinwiesen, die man im Wörterbuch unter ‚Schlamperei‘ finden mag. Menschliches Versagen ist überall denkbar – aber man fragt sich, wie weit die deutsche Vorstellungsgabe bei der Zulassung dieses ganzen gefährlichen Unternehmens reichte, wenn *nun erst* der bayerische Innenminister durch entsprechende Auflagen verfügt, daß das Betriebspersonal der ENI und Südpetrol deutsch lernen müsse, „um Verständigungsschwierigkeiten zu vermeiden“, nämlich eben bei Alarmfällen, für die die ENI im Sommer 1966 so viel versprochen hatte. Man mag den besten Willen unterstellen – auch wenn er etwas spät kommt, denn an Warnungen hat es schon früher nicht gefehlt! – aber es *gibt* nun einmal keine absoluten Garantien, weder gegen die menschliche Unzulänglichkeit noch durch technische Vorkehrungen, mit denen man jetzt hinterherhinkt.

Die Möglichkeiten der auf dem See eingesetzten Ölauffangschiffe vom Typ ‚Libelle‘ sind nach Sachverständigenurteil begrenzt. Die Leckprüfungen der Rohrleitung durch Druckdifferenzmessung sind nur bei Stillstand der Olzufuhr möglich. – Das Mengen-Meßverfahren, von dem die Auslösung des Alarms abhängen soll, läßt immer die Frage offen, wieviel Öl austreten kann, bis der Alarm erfolgt, und das Beispiel des letzten Falls bei Lindau ist wenig beruhigend. Also darf man sich nicht so billig beschwichtigen lassen, sondern muß unentwegt bei der Forderung verharren, daß die Nähe einer so gefährlichen Ölleitung mit der Erhaltung des Trinkwasserspeichers Bodensee *unvereinbar* ist. Hier handelt es sich, wie der Deutsche Städtetag richtig erkannt hat, um das Problem der Abwägung industrieller Vorteile gegenüber Lebensinteressen der Allgemeinheit, und die Entscheidung kann auch für den nicht schwer sein, der jeden wirtschaftlichen Fortschritt bejaht. Daß auch eine entferntere Pipeline immer Risiken birgt, liegt darin, daß wir in unserm technischen Zeitalter immer ‚gefährlich leben‘ – doch es ist nicht zu verantworten, daß die Katastrophenmöglichkeiten noch zusätzlich herausgefordert und erleichtert werden. Ceterum censeo...!

Außer den laufenden Berichten der Tagespresse über die genannten Vorkommnisse wird auf die Zeitschrift „gwv“ (das Gas- und Wasserfach) v. 2. 12. 1966, auf die Intern. Bodensee-Rundschau v. 2. 1. 1967 und die laufenden Stellungnahmen der Schweizer Naturschutzfreunde in „Natur und Mensch“ (Schaffhausen) verwiesen. Zur Frage der Verölung insbes. Stuttgarter Zeitung Nr. 247 v. 26. 10. 1966 und die Veröffentlichungen der Bodensee-Institute. Die Stellungnahme des bad.-württ. Innenministeriums ist im Staatsanzeiger v. 3. 12. 1966 bekanntgegeben, über die letzten bayrischen Verlautbarungen siehe Stuttgarter Zeitung v. 26. 1. 1967 bei Abschluß dieses Beitrags. Ein Teil der deutschen Industrie hat durch einen Film von E. v. Khwon „Unser tägliches Wasser“ über das Deutsche Fernsehen (Südwestfunk) in erfreulicher Weise den Ernst der Lage bestätigt.

Wilhelm Kobibaas

Beiträge zur Heimatkunde des Bezirks Kirchheim u. T., Veröffentlichungen des Teck-Boten. Hefte 1–3, 1965 bis 1966. – Dr. Max Gottlieb, der um die Pflege der Heimatkunde im Zeitungswesen hoch verdiente Herausgeber des Teck-Boten veröffentlichte schon vor dem 2. Weltkrieg eine Heftreihe, in der die wichtigsten Aufsätze heimatkundlicher Art seiner Zeitung in den Jahren 1923–1936 gesammelt erschienen. Jeder Geschichts- und Heimatfreund kennt die Not, die darin besteht, daß derartige Aufsätze, falls sie ihm überhaupt bekannt werden, praktisch unerreichbar bleiben. Deshalb gehört jene Sammelpublikation zu den, finanziell vielleicht nicht sehr ertragreichen, kulturell aber wichtigen verlegerischen Taten. Wir freuen uns deshalb, ankündigen zu können, daß der Teck-Bote – möchten ihm viele Zeitungen nachfolgen! – jene Reihe ab Januar 1965 wiederaufnahm und fortzusetzen gedenkt. Schon können wir 3 Halbjahreshefte anzeigen, deren Inhalt weit über die Kirchheimer Stadtgrenzen hinaus anspricht. Natürlich steht das Stadtgebiet im Vordergrund. Wer Kirchheim kennt, weiß jedoch, welche Perspektiven sich gerade hier eröffnen. Man erlebt Landesgeschichte im Spiegel einer nachmaligen württembergischen Amtsstadt und Festung. Die übrigen Beiträge sind teilweise naturkundlicher, teilweise geschichtlicher Art. Unter letzteren ragen hervor die über Vor- und Frühgeschichte, Burgen (Reußenstein, Rauber, Sulzburg) und ihre Herren (von Lichteneck, von Sperberseck, von Wielandstein), Städte wie Weilheim, Dörfer wie Bissingen und Schopfloch. Man findet die Fresken in Bodelshofen und Zell behandelt, dazu die Kirche Hepsisau. Verkehrsgeschichtlichen Fragen gilt ein Aufsatz über Kirchheims Postverhältnisse einst und jetzt; wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten schließen sich an. Auch die Schulen kommen zur Würdigung. Das Ganze ist ein „fortlaufendes“ Heimatbuch des Altkreises Kirchheim. Der Preis ist mäßig: DM 5.– pro Heft (im Abonnement DM 4.20).
A. Schabl

Otto Lau, *Die Mühlen und Wasserwerke der Stadt Kirchheim u. T.*, Selbstverlag Otto Lau Kirchheim u. T., o. J. (1965). DM 4.80. – Dieses Werk (84 Seiten, 12 Zeichnungen im Text, 1 Lageplan) erweitert die Kenntnisse der technischen Kulturdenkmale unserer Heimat, die das Mühlenbuch des Filstales von K. Kirscher förderte, in höchst erwünschter Weise. Der Verfasser hat alle Urkunden über die Kirchheimer Mühlen und Wasserwerke aus den Archiven herbeigezogen, um die Entwicklung der Kirchheimer Mühlen bis in das Zeitalter der Industrialisierung darzustellen, wobei er seinen Ausgang von den mit den Kirchheimer Herrenhöfen verbundenen Bannmühlen nimmt. Über folgende Kirchheimer Mühlen sind alle wichtigen Angaben beigebracht, die Eigentümer eingeschlossen: die Herrschaftsmühle, die Mahl- und Walkmühle, die Obere Bannmühle (Schultheißenmühle), die Spitalmühle, die Bruckmühle, die Sirkerinmühle, die Badmühle, die Klostermühle, die Roßmühle. In den „Allgemeinen Betrachtungen“ über die 8 Kirchheimer Mühlen sind die Abschnitte über die Müller (z. T. reiche Bürger, die als „Unternehmer“ auftreten), die Mühle in technischer Hinsicht und das Mühlrecht von allgemeiner Bedeutung. Auch die übrigen Wasserwerke werden behandelt, so die Hammerschmiede, die Weißgerber-Walkmühle und die Rotgerber-Lohmühle, die Walk- und die Schleifmühle, die städtische Sägmühle usw., wobei sich

spannende Einblicke in das gewerbliche Leben der Vergangenheit ergeben; auch die von Lau gezogene Verbindung zur Kirchheimer Industrie und die an diese anknüpfende wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung sind wichtig. Die schöne Aufmachung geht auf Gewerbeschulrat Halt zurück. Das Ganze ist eine kleine, in ihrer gewissenhaften Gründlichkeit ausgezeichnete wissenschaftliche Publikation, die zugleich den Vorteil der allgemeinen Lesbarkeit und leichten Zugänglichkeit hat.

A. Schabl

Hermann Donner, *Geschichte der Gemeinde Ebersbach a. d. Fils*. Verlag der Gemeinde Ebersbach, 1964. DM 9.70. – Der Verfasser hat unter Benützung aller erreichbaren Archivalien und Auswertung des gesamten Schrifttums eine vielseitige Geschichte seiner Heimatgemeinde geschrieben, die den Heimat- und Geschichtsfreund in doppelter Weise ansprechen wird: 1. als universale Darstellung der Entwicklung eines bestimmten dörflichen Gemeinwesens, 2. durch den darin gesammelten oder überhaupt erstmals zugänglich gemachten Stoff. Von besonderem Wert sind die Ausführungen über die Burg der Herren von Ebersbach, die Mühlen, Kirche und Pfarrhäuser, die Schulen, Gasthäuser und Wirtschaften, das Marktrecht, den Salzhandel, die Flurnamen, nicht zuletzt auch den Sonnenwirtle (wobei ein Hinweis auf den Roman von Hermann Kurz nützlich gewesen wäre, der ein Heimatbild seltener Art entwickelt). Die Angaben im Anhang über Münzen sind nur bedingt gültig. Vor allem aber darf man ein solches Werk, das die Frucht vieljährigen Bemühens eines Oberlehrers als Heimatforscher ist, als nachahmenswertes Vorbild für alle Lehrer bezeichnen, die erkannt haben, daß die Heimatkunde den Boden bereitet, in dem die Landeskunde in allen ihren Zweigen wurzelt. Das preiswerte, gut bebilderte Werk sollte in keiner heimat- und landeskundlichen Bücherei fehlen.
A. Schabl

Karl Greiner, *Das Wildbad. Seine Geschichte vom 12. bis 20. Jahrhundert*. Zweite erweiterte Auflage 1965, 62 Seiten. Verlag Wilhelm Schlecht'sche Buchdruckerei Böblingen. – Der in Hirsau lebende hochverdiente Heimatgeschichtsforscher gibt in diesem mit etlichen Textbildern ansprechend ausgestatteten Büchlein eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte Wildbads. Der Text ist sorgfältig aus den Quellen gearbeitet. Der Verfasser zerstört die Legende vom römischen Ursprung des Wildbad; der Befund des 1904 zufällig entdeckten „Urquells“ weist auf das 12. Jahrhundert; die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1345. Den Kernpunkt des Büchleins bildet das Kapitel über die Entwicklung von Stadt und Bad vom Mittelalter bis in unsere Tage, wobei Gewicht auch auf die Neuerungen an den staatlichen Badeanlagen in den letzten Jahren und Jahrzehnten gelegt wird. In einem Schlußkapitel werden interessante Einzelheiten berichtet, z. B. zum „Überfall im Wildbad“, über Erzherzogin Mechthild als Kirchherrin von Wildbad, über Ulrich von Hutten als Badegast, über Justinus Kerners kurze Tätigkeit als Badesarzt (1811/12). Eine sorgfältig gearbeitete Zeittafel faßt die geschichtlichen Tatsachen am Schluß noch einmal übersichtlich zusammen. Das Büchlein kann den vielen Freunden Wildbads als zuverlässiger Wegweiser durch seine Geschichte allerbestens empfohlen werden.

O. Rühle

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Pfingsttage in Ochsenhausen

13.–15. Mai 1967

Im Bestreben, Oberschwaben als Ganzes zum Bewußtsein zu bringen, will der Schwäbische Heimatbund bei den diesjährigen Pfingsttagen den Blick zunächst auf oberschwäbische Originale, die im Vergleich zum neckarschwäbischen Menschen größere Freiheit und Ursprünglichkeit ihrer persönlichen Haltung, ihren Mutterwitz und tiefen Humor, lenken, sodann das Erlebnis unverdorbener oberschwäbischer Natur vermitteln und auch die Begegnung mit Kostbarkeiten der Geschichte und Kunstgeschichte des Landes erwirken, in denen sich tiefere Wesenszüge mitteilen. Der jungen Kunst gilt eine sonntagvormittägliche Feierstunde. Wiederum gelang es, als Mitwirkende erste Fachleute und gute Lehrer zu gewinnen. Jedermann, dem die oberschwäbische Natur und Kultur am Herzen liegt und dem es um ein vielseitiges, durch Betrachtung vertieftes, Erlebnis zu tun ist, wird herzlich willkommen sein. Die Stätte des Zusammentreffens ist auch in diesem Jahr das schöne Barockkloster mit seinem neu hergerichteten klassizistischen Bibliotheksaal. Ochsenhausen selbst aber bietet nicht nur Unterkunft und Verpflegung, sondern auch für erholende Spaziergänge in naturnaher Landschaft jede Annehmlichkeit.

Für die Unterkunft stehen gute Zimmer in Hotels, Gasthäusern und schönen Privatquartieren (größtenteils Neubauten) in stillen Wohnlagen zur Verfügung; der Preis für eine Übernachtung mit Frühstück bewegt sich zwischen DM 5,- in Privatquartieren und DM 10,-/12,- in Gasthäusern und Hotels. Die Teilnehmergebühr beläuft sich auf DM 5,- (mit freiem Eintritt in alle Veranstaltungen und Fahrpreisermäßigung bei den Fahrten). Die Fahrt am Sonntagnachmittag kostet für Inhaber von Teilnehmerkarten DM 6,- (andernfalls DM 7,50), die Fahrt am Montag DM 9,- (bzw. DM 11,-). Von Stuttgart aus werden die Pfingsttage auch in Form einer Studienfahrt durchgeführt (Gesamtpreis einschließlich aller Ausgaben, nur ohne Unterkunft und Verpflegung, DM 33,-). Wir bitten um Anmeldung.

Program m

Pfingstsamstag, 13. Mai:

Anreise.

- 20.00 im Bibliotheksaal des ehem. Benediktinerklosters
Eröffnung mit Vortrag von Prof. Dr. Stefan Ott
von der Pädagogischen Hochschule Weingarten
„Oberschwäbische Originale“.

Pfingstsonntag, 14. Mai:

- 11.00 Eröffnung der Ausstellung.

- 14.00 Studienfahrt: Ochsenhausen – Naturschutzgebiet
Lindenweiher bei Interessendorf (prächtiger
Weiher mit Quellseen in Schilf- und Urwald-
gürtel) – Brunnenholzried bei Michelwinnaden
(ursprüngliches Spirkenhochmoor und Fichten-
Birkenbruchwald) – Bad Waldsee – Haisterkirch –
Ziegelbach – Rohr (vogelkundliche Führung am
Ufer des Rohrsees, große Lachmövenkolonie, zahl-
reiche Schwarzhalstaucher und mindestens 6 ver-
schiedene Enten als Brutvögel) – Ochsenhausen.
Führung: Dr. Gerhard Haas, Bad Buchau. Was-
serdichte Schuhe anziehen! Feldstecher mitneh-
men!

Pfingstmontag, 15. Mai:

- 9.00 Studienfahrt unter Führung von Prof. Dr. Dr.
G. Merkle: Ochsenhausen – Schloß Syrgenstein –
Eglofs (Barockkirche) – Isny – Ochsenhausen. Die
Stuttgarter Teilnehmer fahren von Isny direkt
nach Stuttgart zurück.

Jahreshauptversammlung 1967

Ohringen, 24.–25. Juni

Hiermit laden wir unsere Mitglieder im ganzen Land zur Jahreshauptversammlung am 24. und 25. Juni in Ohringen ein; sie wird auch 1967 mit der Jahreshauptversammlung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine verbunden sein, ferner schließt sich am 25. Juni der Verein für vaterländische Naturkunde mit seiner Mitgliederversammlung an. Eine Teilnehmergebühr wird nicht erhoben. Die Quartiervermittlung erfolgt ausschließlich über die Geschäftsstelle. Von Stuttgart aus wird der Besuch der Jahreshauptversammlung auch in Form einer Studienfahrt durchgeführt (vgl. Verzeichnis der Studien- und Lehrfahrten); die Vertrauensmänner wurden gebeten, ähnliche Fahrten für ihre Ortsgruppen zu veranstalten.

Program m

Samstag, 24. Juni:

- 15.00 im Saal des Gymnasiums Eröffnung und Fachreferate von Hauptkonservator Dr. Graf Adelmann von Adelmansfelden und Prof. Dr. G. Wunder.
- 17.30 Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am gleichen Ort.

20.00 in der Stadthalle (bewirtschaftet) Lied und Sage aus Hohenlohe, unter Mitwirkung des Chors der Gemeinde Bühlerzell. Einführende und verbindende Worte von Archivrat K. Schumm.

Sonntag, 25. Juni:

- 10.45 in der Aula der Kreisgewerbeschule Feierstunde mit Vortrag von Oberstudiendirektor Dr. Hans Scheerer „Die Ohringer Landschaft und ihre Naturschutzgebiete“ (mit Farbdias).
- 12.30 Gemeinsames Mittagessen in der Stadthalle (DM 6,- mit Bedienung). Anmeldung erforderlich.
- 14.00 Führungen (Anmeldung erforderlich):
- a) Ohringen, von Archivrat K. Schumm. DM 1,-.
 - b) Neuenstein, Schloß und Schloßmuseum, von Prinz Konstantin von Hohenlohe. DM 2,-.
 - c) Studienfahrt „Natur- und Landschaftsschutzgebiete der Waldenburger Berge“: Ohringen – Viehweide – Entlesboden – Obere Weide – Neumühle – Rößlesmahdsee – Kupfermoor – Ohringen. DM 4,50.
- 18.30 Rückkunft in Ohringen.

Schwarzwald-Tage

Ferienwoche

Villingen, 22.–29. Juli 1967

Es ist gelungen, als Standort für die Ferienwoche dieses Jahres Villingen zu gewinnen. Die 704 m hoch gelegene Stadt, eine Zähringergründung des 12. Jahrhunderts, liegt großenteils noch wohl verwahrt im Ring ihrer Mauer, überragt von den Türmen des Bickentors, Obertors und Riedtors sowie dem mächtigen Kaiserturm. Im Stadtinneren reihen sich längs des Hauptstraßenkreuzes die bürgerlichen Traufhäuser Schulter an Schulter. In den, durch jenes Kreuz abgeteilten Vierteln liegen die wichtigsten Bauten: die gotische Basilika des Liebfrauenmünsters mit ihrer reichen Ausstattung, die barocke Benediktinerkirche von Michael Thumb, die Barockkapelle des Klarissenklosters, das Alte Rathaus und andere stadsgeschichtlich bedeutende Baudenkmale mehr. Die Museen beherbergen unbekannte Kostbarkeiten. Aber auch das Kurviertel des Luft- und Kneippbades mit seinem Tannenhochwald, dem blumenreichen Kurgarten, den Sanatorien und dem Kneippschwimmbad lockt den Be-

sucher. So ist das alte und junge Villingen der rechte Ort für eine Ferienwoche, die in den angrenzenden Schwarzwald ausgreifen will, um Natur, Volkstum, Kunst und Kultur dieser schönen Landschaft erleben zu lassen. Den Eröffnungsvortrag mit einer Einführung in die Geschichte der Stadt hat Oberbürgermeister Kern übernommen; außerdem sind vier weitere Kurzvorträge über Einzelthemen des besuchten Raumes vorgesehen. Führungen werden die Altstadt mit ihren Bau- und Kunstdenkmälern erschließen und mit dem neuen Villingen, vor allem aber dem Stadtwald bekannt machen. Der Hauptnachdruck soll, wie immer, auf zwei halbtägigen und drei ganztägigen Studienfahrten liegen, die dem mittleren Schwarzwald gelten. Der Kreis der Mitwirkenden umfaßt ausgewählte Vertreter der verschiedenen Fachgebiete; Anschauung und Wissen sollen sich durchdringen und ergänzen. Ein geselliger Abend mit verschiedenen heiteren Beiträgen beschließt die Veranstaltung.

Für Unterbringung und Verpflegung stehen Hotels und Gasthäuser in Villingen zur Verfügung. Die Vermittlung geschieht ohne Ausnahme über die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes. Der Preis für eine Übernachtung mit Frühstück bewegt sich etwa zwischen DM 10,- und 15,-; das Essen wird nach Karte eingenommen. Die Teilnehmergebühr beträgt für Mitglieder DM 10,-, für Nichtmitglieder DM 15,-; sie berechtigt zum freien Eintritt in alle Veranstaltungen und zur ermäßigten Teilnahme an den Studienfahrten, die jeweils

ungefähr DM 6,- (halbtägige Fahrten) und DM 12,- (ganztägige Fahrten) kosten werden.

Wir bitten um Anmeldung. Ein genaues Programm der Veranstaltung wird Heft 2 der „Schwäbischen Heimat“ enthalten. Wir bitten jedoch wegen des zu erwartenden Andrangs und der begrenzten Zahl der zur Verfügung stehenden Betten um baldige Anmeldung, die gegebenenfalls nach Erscheinen des Programms ohne Erstattung von Geschäftsgebühren zurückgezogen werden kann.

Studien- und Lehrfahrten 1967

Der Schwäbische Heimatbund wird auch im Jahre 1967 von Stuttgart aus eine Reihe von Studien- und Lehrfahrten unter wissenschaftlicher Führung veranstalten, deren Zweck die Erweiterung und Vertiefung des Heimaterlebnisses und -bewußtseins ist. Diese Fahrten stehen grundsätzlich nur Mitgliedern des Heimatbundes im ganzen Lande offen.

Wir bitten um freundliches Verständnis für folgende Bestimmungen, die sich in Anbetracht der seit Jahren gemachten Erfahrungen als unumgänglich notwendig erweisen:

1. Es können nur schriftliche Anmeldungen angenommen werden. Über die Möglichkeit der Aufnahme entscheidet das Datum der Anmeldung (Poststempel); im weiteren Umkreis von Stuttgart wohnende Mitglieder erhalten dabei einen Tag gutgeschrieben.
2. Die Teilnehmergebühr kann erst nach Empfang einer von der Geschäftsstelle versandten Annahmestätigung überwiesen werden (Barzahlung ist nicht möglich). Nach dem Überweisungsdatum richtet sich die Sitzplatzordnung.
3. Vier Wochen vor Fahrtbeginn erhalten die Teilnehmer eine Vervielfältigung mit Angaben über Einzelheiten der Fahrt.
4. Bei Zurückziehung einer jeden von der Geschäftsstelle bestätigten Anmeldung (vgl. Ziff. 2) wird eine Behandlungsgebühr von 10 Prozent der Teilnehmergebühr erhoben, auch wenn diese bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht überwiesen wurde.
5. Abmeldungen werden, unter der angegebenen Bedingung (vgl. Ziff. 4), bis 14 Tage vor Fahrtbeginn angenommen. Danach muß es dem Teilnehmer überlassen werden, Ersatz zu beschaffen, sofern bei der Geschäftsstelle keine überzähligen Anmeldungen vorliegen.
6. Bei Meldung von mehr als einer Person ist anzugeben, wer die weiteren Personen sind (Frau und Kinder

genießen die Rechte des Mitglieds, nicht aber andere Verwandte und Bekannte).

Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir, daß die Teilnehmergebühr den Fahrpreis, die anfallenden Eintrittsgelder, den Honoraranteil für den Führenden und einen bescheidenen Beitrag zur Deckung der Geschäftsgebühren einschließt, nicht jedoch die Kosten für Unterbringung und Verpflegung. Übernachtung und Frühstück – bzw. Übernachtung, Frühstück und Abendessen (Halbpension) – werden von uns so preiswert als möglich vermittelt und im allgemeinen vom Teilnehmer an den Wirt selbst bezahlt. Selbständige Beschaffung von Quartier ist nicht möglich.

Als Abfahrtszeit wurde durchweg 7.00 Uhr festgesetzt.

Jugendlichen Mitgliedern bis zum Alter von 24 Jahren, die sich in Berufsausbildung befinden und keinen Verdienst haben, wird auf die Teilnehmergebühren ein Nachlaß von 20 % gegeben.

Alb-Vulkanismus

Führung: Dr. P. Groschopf

Sonntag, 16. April: Stuttgart – Autobahn Aichelberg – Limburg – Randecker Maar – Schopflocher Torfmoor – Gutenberg – Grabenstetten – Steinbruch an der Hülbenere Steige – Neuffen – Kohlberg – Jusi – Metzingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9,50.

Es ist immer wieder packend, zu beobachten, wie die Juraschichten der Schwäbischen Alb von den Röhrenschloten tertiärer „Gasvulkane“ durchschossen und dann mit Basalttuff ausgefüllt wurden, unter dem noch der erstarrte basaltische Schmelzfluß steht. Den wichtigsten Äußerungen dieses elementaren Geschehens soll, vor allem insoweit dadurch das Gesicht unserer Landschaft geprägt wurde, unter der Führung eines erfahrenen Geologen nachgegangen werden.

Zähringer Land um die Teck

Führung: Stadtarchivar M. Akerman

Sonntag, 23. April: Stuttgart – Autobahn Kirchheim u. T. – Owen – Burg Teck (Aufstieg ab Parkplatz) – Oberlenningen – Donnstetten – Wiesensteig – Neidlingen – Weilheim u. T. – Kirchheim u. T. – Zell u. A. – Boll – Gammelshausen – Heiningen – Göppingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 12,50.

Das Gebiet, das auf der Fahrt berührt wird, gehört zum ältesten Besitz der drei stammesgleichen Geschlechter der Markgrafen von Baden, der Herzöge von Zähringen und der Herzöge von Teck. Mit den Hauptburgen Limburg und Teck, mit den Schwerpunkten Kirchheim und Weilheim, mit der Erbgrablege Owen ist dieses kleine Territorium am Nordabfall der Alb zwischen Erms und Fils, das sich über das Albvorland bis zum Neckar erstreckte, verhältnismäßig lange, vom 12. bis zum beginnenden 14. Jahrhundert, in einer Hand geblieben. Nach Abtrennung vom Gesamtbesitz des Geschlechts war sein Schicksal jedoch besiegelt: zu einer wirklich fürstlichen Machtbasis war das Gebiet zu klein; der anspruchsvollen Bezeichnung eines Herzogs von Teck fehlte das politische Gewicht. Seit dem 13. Jahrhundert bot das Herzogtum Teck die schmale Grundlage für ein wohl vornehmes, aber letztlich doch mittelmächtiges Geschlecht, das schließlich zum Ausverkauf seiner Güter gezwungen war. Hart umkämpft zwischen Habsburg und Württemberg kam das Territorium endlich ganz an das württembergische Grafenhaus. Das Geschlecht der Herzöge von Teck erlosch im 15. Jahrhundert fern der Stammheimat; ihr Titel ging 1495 auf das Haus Württemberg über.

Kunst in Unterfranken

Führung: Landeskonservator W. Genzmer

Samstag, 29. April, bis Montag, 1. Mai: Stuttgart – Würzburg (Käppele und Schloßkirche von Balthasar Neumann) – Werneck (Schloß und Schloßkirche von Balthasar Neumann) – Bad Kissingen – Aschach (Schloß mit wertvollem Museum) – Frauenroth (ehem. Frauenkloster des Zisterzienserordens mit bedeutendem Stiftergrabmal von etwa 1245) – Ostheim (Kirchenburg) – Bad Neustadt a. d. fränk. Saale (klassizistische Pfarrkirche) – Burg Salzbürg (größtenteils 12. und 13. Jahrhundert) – Bad Kissingen – Münnerstadt (Wehranlage, gotische Pfarrkirche mit Resten eines Riemenschneideraltars und anderen spätgotischen Holzbildwerken, auch Glasgemälden und Tafelbildern) – Würzburg – Veitshöchheim (Park und Schloß) – Würzburg – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 48,-.

Diese Fahrt in das Gebiet um die fränkische Saale zu Füßen der Hohen Rhön will eine erholsame Kunstreise zu wenig besuchten hervorragenden Kunst- und Geschichtsdenkmälern Unterfrankens sein. Auf der Hinfahrt soll auch Balthasar Neumann als Schloß- und Kirchenbaumeister gewürdigt werden. Übernachtet wird in Bad Kissingen.

Durch das Keuperbergland zum Virngrund

Führung: Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Donnerstag (Himmelfahrt), 4. Mai: Stuttgart – Wieslauf – Althütte – Ebnisee – Kaisersbach – Täle – Hüttenbühlsee – Hintersteinenberg – Gschwend – Frickenhofer Höhe – Sulzbach a. K. – Kochertal – Untergröningen – Abtsgmünd (Tal der Blinden Rot) – Adelmansfelden – Hohenberg – Rosenberg – Orrotal – Hinterlengenber – Espachweiler – Neuler – Hüttlingen – Niederaltingen – Fachsenfeld – Dewangen – Essingen (Weiherwiesen) – Schwäb. Gmünd – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 16,-.

Nach bekannten, doch immer wieder neuen Landschaftserlebnissen auf der Fahrt durch das Keuperbergland mit den weiten Wäldern (Welzheimer Wald), Tallandschaften (Wieslauf) und romantischen Klingen (35 Min. Rundgang durch die Brunnen- und Hägelesklinge) werden der Virngrund und die Ellwanger Berge im Mittelpunkt dieser Studienfahrt stehen. Die Eigenart dieser Landschaft liegt in offenen Höhenlagen, verschwiegenen Waldtälchen und den darin liegenden Seen und Weihern. Kleine Wanderungen werden uns durch die schönsten dieser Täler (Tal der Blinden Rot ca. 1½ Std., Orrotal ca. 1 Std., Frankenbachtal mit Espachweiher, Sägeweiher und Griebachweiher ca. 1 Std.) führen. Von den markantesten Erhebungen (Hohenberg, Hinterlengenber) werden sich umfassende Ausblicke eröffnen. Aktuelle Probleme des Naturschutzes und der Landschaftspflege werden aufgezeigt und besprochen. Ein Abstecher auf der Rückfahrt gilt dem Landschaftsschutzgebiet „Weiherwiesen“ und dem dort vom Schwäbischen Heimatbund neu erworbenen Grundbesitz. Wanderschuhe, ggf. Regenschutz, werden empfohlen.

Zwischen Neckar und Vorschwarzwald – Im Tal der Glatt

Führung: Dr. W. Irtenkauf

Sonntag, 7. Mai: Stuttgart – Horb – Bittelbronn – Dießen – Dettingen (Muri'sches Amtshaus und Kirche) – Fahrt über den Priorberg (Oberhof) – Glatt (Kirche, Schloß, Kuranlagen) – Leinstetten – Sterneck (Burggrüne) – Leinstetten – Neuneck – Oberflingen – Spaziergang Rockesberg – Glatten – Dornstetten (Stadtrundgang, Königskanzel) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 14,50.

Auf eng begrenztem Raum soll unsere Fahrt in einen unbekanntem Abschnitt Hohenzollerns führen, der vor allem ausgezeichnet ist durch die Barock-Baudenkmäler aus der Zeit, als das schweizerische Kloster Muri hier seine geistliche Herrschaft antrat. Der Nachmittag gilt dem oberen Talabschnitt der Glatt, wobei die größte Wüstung unseres Landes, die sagenhafte und der Wissenschaft viele Rätsel aufgebende Altstadt Rockesberg, auf einem Frühlingsspaziergang besucht werden soll. Den Tag beschließen wir auf der Königskanzel in Dornstetten,

einem der schönsten Aussichtspunkte des Vorschwarzwaldes, mit einer Rückschau auf die Fahrstrecke. So stehen Neckarraum und Vorschwarzwald in einem weithin unbekanntem Teil unserer Heimat im Mittelpunkt unserer Fahrt.

Natur und Kunst in Oberschwaben

Führung: Dr. G. Haas und Prof. Dr. G. Merkle

Pfingstsamstag, 13., bis Pfingstmontag, 15. Mai: Stuttgart – Ochsenhausen – Naturschutzgebiet Lindenweiher bei Interessendorf (prächtiger Weiher mit Quellseen in Schilf- und Urwaldgürtel) – Brunnenholzried bei Michelnaden (ursprüngliches Spirkenhochmoor und Fichten- und Birkenbruchwald, wasserdichte Schuhe nötig!) – Bad Waldsee – Haisterkirch – Ziegelbach – Rohr (vogelkundliche Führung am Ufer des Rohrsees, große Lachmövenkolonie, zahlreiche Schwarzhalstauder und mindestens sechs verschiedene Enten als Brutvögel, Feldstecher mitnehmen!) – Ochsenhausen – Argental, vor allem bei Flunau – Schloß Syrgenstein – Barockkirche Eglofs – Isny – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 33,-.

Diese Fahrt findet in Zusammenhang mit den Pfingsttagen in Ochsenhausen statt, bei denen Prof. Dr. Stefan Ott einen Vortrag über „Oberschwäbische Originale“ hält. Vergleiche Sonderankündigung Seite 59.

Die Alb und das Land nördlich und südlich des Donautals (Wiederholung)

Führung: Prof. Dr. H. Dölker

Sonntag, 21. Mai: Stuttgart – Reutlingen – Upflamör – Tautschbuch – Heiligkreuztal – Heuneburg – Hochmichele – Hunderringen – Krauchenwies – Laiz – Inzigkofen – Engelwies – Meßkirch – Kreenheinstetten – Schaufelsen (Donautal) – Tübingen – Lothenstein – Balingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 17,-.

Diese Studienfahrt setzt die vorangegangene in westlicher Richtung fort. Auch sie führt eher zu weniger besuchten Plätzen und läßt viele wohlbekanntere beiseite. Landschaft und Landschaftsgeschichte – Dorf-, Kleinstadt- und Menschengeschichte – Geistliches und Weltliches, Vergangenheit und Gegenwart kommen dabei zu Wort. Alles in der Vielfalt der Erscheinungsformen, wie sie die doppelte Albüberquerung auf kurzer Strecke und das Donautal als Übergang ins Oberland darbieten. Kleinere Fußwanderungen sind eingeschlossen.

An die obere Nagold

Führung: Dozent Dr. Fr. Heinz Schmidt-Ebhausen

Sonntag, 21. Mai: Stuttgart – Nagold (Stadtrundgang u. a. zum vorgesch. Grabhügel „Krautbühl“, Rathaus, zur Turmstraße mit Frühmeßhaus und altem Kirchturm, Fahrt zur Remigiuskirche mit Gang über den Friedhof) –

Rohrdorf (ehemalige Johanniterkomturei, Hinweis auf den „Rohrdorfer Altar“) – Ebhausen (Besichtigung des mittelalterlichen Dorfkerns mit Straßenmarkt, Kirche als Mittelpunkt der Urfarrei im 13. Jahrhundert, Bilder der Ausgrabungen 1961/62 mit Fundamenten dreier Vorgängerkirchen) – Berneck (Hinweis auf die Burg mit Mantelmauer) – Gaugenwald (Hinweis auf Radialhufendorf) – Zwerenberg (Hinweis auf Waldhufendorf) – Hornberg (Betrachtung des Waldhufendorfs und seiner Flurformen) – Hofstett – Neuweiler (Hinweis auf schwäbisch-fränkische Mundartlinie, Besichtigung der Kirche mit Wehrturm) – Rehmühle im Kleinen Enzthal (Hinweis auf Ruine Fautsberg) – Schwarzwaldhöhenstraße – Urnagold (Gang zum Nagoldursprung, Besichtigung der Kirche) – Eisenbach – Göttelfingen (Hinweis auf Siedlungsformen, Ortsnamen) – Altensteig (Hinweis auf Stadtanlage, Schloß, „Fackel“-Brauch) – Egenhauser Kapf (625 m) – Ebhausen/Stuhlberg (Gang zum „Fackel“-Platz, Blick über das Doppeldorf Ebhausen-Wöllhausen und das Nagoldtal) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 14,-.

Am Übergang vom altbesiedelten Gäu zum Hecken- und Schlehengäu bildet die Stadt Nagold mit ihrer auf römischen Resten stehenden Remigiuskirche den Auftakt zur Fahrt in den Teil des einst von Nagold-Ebhausen aus erschlossenen Gebiets der Waldhufendorfer auf der Nagold-Enz-Platte. Dabei wird auch die schwäbisch-fränkische Mundartgrenze berührt. Die siedlerische Erschließung der weiten Waldgebiete im Mittelalter, die Eigentümlichkeiten der Bewohner im Nagoldtal einerseits und „auf dem Wald“ andererseits, die große Ausdehnung der Urfarrei Ebhausen im 13. Jahrhundert bis ins Enzthal, der lebhaftere Wechsel des Landschaftsbildes, die kleinen Kostbarkeiten alter Kirchen und versteckter Burgen lassen sich auf den Wegen um die obere Nagold eindrucksvoll ablesen. Den Beschluß soll ein Rundblick vom Egenhauser Kapf über den östlichen Schwarzwald bis zur Hornisgrinde auf der einen Seite und bis zur Mauer der Schwäbischen Alb bilden.

Berchtesgadener Land

Führung: Innenarchitekt Luitpold Rueß, München

Fronleichnam, 25., bis Sonntag, 28. Mai: Stuttgart – München – Bergen – Alpenstraße – Marquartstein – Reit im Winkl – Ruhpolding (Pfarrkirche und Zell) – Inzell – Schwarzbachwacht – Berchtesgaden (romanisch-gotische Augustinerchorherrnstiftskirche, romanischer Kreuzgang, Pfarrkirche St. Andreas, Frauenkirche, Schloß mit reichhaltigem Museum des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, Wallfahrtskirche Maria Gern) – Roßfeld – Obersalzberg – Kehlstein – Königssee – St. Bartholomä (Kirche und Jagdschloß von 1708) – Obersee – Ramsau (barockisierte gotische Pfarrkirche) – Gletscherquellen – Zauberwald – Hintersee – Hallthurm – Bad Reichenhall (ehem. Augustinerchorherrnstift mit romanisch-gotischer

Kirche, Frührenaissance-Ausstattung, romanischer Kreuzgang, klassizistische Salinenbauten) – Anger – Höglwörth (ehem. Augustinerchorherrnstift in reizvoller Lage) – Autobahn München – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 73,-.

Ähnlich wie 1966 bei der Fahrt ins Werdenfelser Land wird auch diesmal ein Gebiet besucht, das wegen seiner großartigen landschaftlichen Schönheit zwar berühmt ist, dessen Kunst und Kultur aber kaum bekannt geworden sind. Soweit es in vier Tagen möglich ist, werden die landschaftlichen Höhepunkte besucht, daneben aber auch die wichtigsten Kunstschatze der von 1108 bis 1803 selbständigen Fürstprobstei, die seit 1810 Bayern gehört, besichtigt. Eine Rundfahrt auf dem Königssee, eine Fahrt auf das Roßfeld und auf den Kehlstein, bei schönem Wetter auf den Jenner, werden eingelegt, immer im Anblick der rund 2500 m hohen Berge des Berchtesgadener Landes. In die Teilnehmergebühr sind die Kosten der Jennerbahn (DM 6,-) nicht eingeschlossen; sie werden gegebenenfalls während der Fahrt erhoben. Auch die Halbpension wird unterwegs eingezogen (pro Person zusammen rund DM 75,-).

Spitzberg und Rammert

Führung: Hauptkonservator Dr. H. Schönamsgruber

Sonntag, 4. Juni: Stuttgart – Tübingen (Wanderung Schloßberg – Spitzberg – Wurmlinger Kapelle – Wurmlingen) – Rottenburg – Weiler (Wanderung Weilerburg – Rammert – Eckhof – Kressbach) – Tübingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9,50.

Zwei unterschiedliche Landschaften werden bei dieser Studienfahrt erwandert. Zuerst der weitbekannte Spitzberg mit seiner Vielfalt an botanischen und zoologischen Kostbarkeiten, seit über 400 Jahren Studienobjekt der Tübinger Universität. Am Spitzberg hat der Schwäbische Heimatbund größeren Grundbesitz. Die Problematik der Pflege eines solchen Gebietes wird besprochen, auch die Maßnahmen zur Ausweisung als Naturschutzgebiet werden erläutert. Anschließend wird die Wurmlinger Kapelle besucht und über deren Geschichte berichtet. Später geht es durch den nur wenig bekannten Rammert, ein großes Waldgebiet mit interessanten Waldbildern und eindrucksvollen Landschaftsformen der Schluchten und Klingen, der sich durch eine völlig andere Flora auszeichnet.

Ostfriesland

Führung: Willy Baur

Samstag, 10., bis Samstag, 17. Juni: Stuttgart – Autobahn Kassel – Osnabrück (Stadtbesichtigung) – Cloppenburg (Museumsdorf) – Oldenburg (Stadttrundgang) – Bad Zwischenahn – Leer – Emden (Stadtbesichtigung, Rathaus mit Waffensammlung, Emdener Kunst, Hafenrundfahrt, Werftbesichtigung, Spaziergang zur Knoch –

Emsdeich und Leuchtfeuer) – Norddeich – Überfahrt nach Norderney (Fahrt zum Leuchtturm, Dünen- und Strandwanderung, Aufenthalt in Norderney) – Überfahrt nach Norddeich – Emden – Burg Hinte – Fischerdorf Greetsiel – Marienhafen – Norden – Schloß Tütetsburg – Wasserburg Dornum – Greetsiel – Karolinensiel – Emden – Wilhelmshaven (Nordseeaquarium, Besichtigungen) – Emden – Museum Jever – Anlagen von Wiesmoor – Naturschutzgebiet Großes Meer – Fahnsiedlungen – Emden – Autobahn Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 128,-.

Die Fahrt soll einen Eindruck und eine Übersicht über die Landeskunde von Ostfriesland zwischen Ems und Jade vermitteln. Als Standquartier ist – von der ersten Nacht in Osnabrück abgesehen – Emden vorgesehen. In Emden wird eine Stadtbesichtigung mit Hafenrundfahrt und der Besuch des aufgeladeten Gebietes unter Führung einheimischer Kenner und Fachleute in die geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse einführen. Von den ostfriesischen Inseln mit ihren Naturschutzgebieten wird Norderney besucht. Eine Rundfahrt über Norden–Dornum–Karolinensiel vermittelt einerseits die Bekanntschaft mit ostfriesischem Kulturgut, Wasserschlossern und Siedlungen, andererseits – an der Küste – mit Landgewinnung, Deichbau und Fragen der Wasserwirtschaft. In Wilhelmshaven wird das Nordseeaquarium besucht, nach Möglichkeit auch ein Vermessungsschiff und die Wetter- und Seewarte. Weiter werden ostfriesische Moore, Binnenmeere und die großen Anlagen von Wiesmoor besichtigt. Die Rückfahrt geht an einem Tag der Ems entlang zur Autobahn bei Wesel und über die rheinische Strecke zurück nach Stuttgart (Ankunft etwa 21.00 Uhr).

Südelsaß und Hochvogesen (Wiederholung)

Führung: Architekt Dipl.-Ing. P. Haag
und Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Freitag, 16., bis Sonntag, 18. Juni: Stuttgart – Autobahn Freiburg i. Br. – Grenzübergang Chalampe – Ottmarsheim – Sennheim – Vogesenhochstraße – Großer Belchen – Markstein – Tanneckhochmoor – Westseite Hohneck – Wanderung Hohneck, Spitzköpfe, Schießbrothriedsee und Fischbödelesee, Wormsatal – Metzeral – Münster – Colmar – Münster – Sondernach – Höhenwanderung Klintzkopf, Spitzkopf, Hilsenfirst, Kleiner Belchen. Abstieg zum Boenlesgrabpaß – Lautenbach – Murbach – Schweighausen – Sulzmatt – Rufach – Egisheim – Colmar – Schwarzer und Weißer See – Schlettstadt – Stuttgart. Teilnehmergebühr DM 63,-.

Die Hochvogesen sind das eigentliche Ziel dieser Studienfahrt. Die unerhört starken Landschaftserlebnisse, die sie bringen, sollen durch wissenschaftliche Erkenntnisse nach der Seite des geologischen und botanischen Verständnisses vertieft werden. Die Steilwände des Ostab-

bruchs der Hochvogesen stehen im stärksten Gegensatz zu den gerundeten Bergformen der „Granitvogesen“.

Diese Steilabfälle am Hang des Hohneckmassives zu den Karmulden (Seen) gehören zu den schönsten Landschaftsbildern der Vogesen. Der Abstieg führt zunächst durch eine hochmontane Vegetation (zerstreute Birken, Ahorninseln in Buschform, an den Felshängen eine Mischung von subalpinen Arten mit Steppenpflanzen), sodann über hochstaudenreiche Magerweiden, Buchenwälder, Buchentannenwälder zum Schießrotriedsee (gestauter Karssee der Eiszeit im Talschluß des Wormsatales, 970 m). Bei Rufach wird eine charakteristische Steppenheide submediterraner Prägung besucht. Diese aus hochstengeligen Kräutern zusammengesetzte Steppe ist im Frühsommer durch die Buntheit ihrer Blüten kaum zu übertreffen. Wichtigster Bestandteil ist der Diptam (brennender Busch). Diese Wanderungen erfordern gute Beine, festes Schuhwerk und ausreichenden Regenschutz. Nicht weniger stark werden die künstlerischen Erlebnisse sein, welche die Teilnehmer in Ottmarsheim, Lautenbach, Murbach, Rufach, Egisheim und Colmar erwarten. Romanische Baudenkmale der salischen und staufischen Zeit, dazu spätgotische Architektur, Malerei und Plastik bis hin zum Isenheimer Altar im Unterlindenmuseum Colmar und der Muttergottes im Rosenhag von Schongauer in der Stadtpfarrkirche von Colmar sollen sich, auch durch das vermittelnde Wort, erschließen.

Ohringen

Samstag und Sonntag, 24. und 25. Juni: Stuttgart – Ohringen – Neuenstein oder Naturschutzgebiete der Waldenburger Berge – Ohringen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9,50.

Diese Fahrt findet in Zusammenhang mit der Jahreshauptversammlung statt, deren Veranstaltungen besucht werden (vgl. Sonderankündigung Seite 60).

Leintal

Führung: Hauptkonservator
Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden

Samstag, 1. Juli: Stuttgart – Schwäb. Gmünd – Lindach (Schloß) – Täferrot (spätgotische Kirche) – Horn (Schloß) – Laubach (Schloß) – Leinroden (Kirche und Turmburg) – Abtsgmünd – Neubronn (Schloß) – Hohenstadt (Schloß und Barockkirche) – Essingen (Schloß) – Schwäb. Gmünd – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 12,-.

Diese Kunstfahrt unter Führung des bekannten Kunsthistorikers und Denkmalpflegers wird eine Entdeckungsreise werden zu vergessenen Bau- und Kunstdenkmälern (Kirchen und Schlössern) des stillen Leintals und seiner angrenzenden Höhen; auch im bekannteren Hohenstadt wird es Neues zu hören und Schönes zu sehen geben.

Nordpfalz – Bad Kreuznach – Soonwald – Nahetal

Führung: Willy Baur

Samstag, 8., bis Sonntag, 9. Juli: Stuttgart – Autobahn Grünstadt – Neuleiningen – Altleiningen – Göllheim (Denkmal für König Adolf von Nassau) – Donnersberg (Rundgang auf der Höhe) – Kirchheim Bolanden – Alzey – Bad Münster am Stein mit Ruine Rheingrafenstein – Bad Kreuznach – Dalberg – Soonwald – Gemünden – Ravengiersburg – Simmern – Kirchberg über Lützel – Soon – Burg Dhaun – Nahetal – Sobernheim – Meisenheim – Alsenz – Hochspeyer – Neustadt – Hambacher Burg – Speyer – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 41,-.

Nach dem Besuch der Ruinen von Neu- und Altleiningen werden Göllheim und der Donnersberg, die höchste Erhebung des Pfälzer Berglandes angefahren; für den Nachmittag ist die Besichtigung vor allem von Alzey und Bad Münster am Stein vorgesehen. Die Übernachtung soll in Bad Kreuznach erfolgen. Die Fahrt des zweiten Tages führt zunächst zum Rand des Soonwaldes und auf der Höhenstraße längs dessen südlichem Rand nach Gemünden, von hier über Ravengiersburg mit seinem ehemaligen Augustinerchorherrnstift nach Simmern, wo sich schöne Grabmale der Herzöge von Pfalz-Simmern erhielten. Auf der Weiterfahrt über Kirchberg und die Höhen des Lützel-Soon kommen wir nach Schloß Dhaun. Durch das Nahetal mit Sobernheim und über Meisenheim mit schöner Schloßkirche sowie Alsenz und Hochspeyer wird Neustadt a. d. W. erreicht. Den Beschluß bildet die Aufahrt zur Burgruine Hambach, wo auch des „Hambacher Festes“ gedacht wird.

Um Enztal und Stromberg

Führung: Prof. Dr. W. Fleischhauer und
Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Samstag, 15. Juli: Stuttgart – Enzweihingen – Aurich – Roßwag – Mühlhausen – Lienzingen – Zaisersweiher – Diefenbach – Sternenfels – Oberderdingen – Kürnbach – Sulzfeld – Ravensburg – Ochsenburg – Leonbronn – Zaberfeld – Häfnerhaslach – Kirbachhof – Ochsenbach – Hohenhaslach – Bietigheim – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 15,-.

Wie schon vor Jahren bei der Fahrt durch das Hasen- und Geißentäle wollen die Führenden aus ihren Fachgebieten der Kunstgeschichte und der Naturwissenschaften jeweils Besonderes zeigen und erläutern. Besonders schönen Landschaftsräumen sind kleine Wanderungen vorbehalten, so dem Landschaftsschutzgebiet „Enztal-schlingen“ oder dem Teufelsberg hinter Hohenhaslach; ebenso wird vom Naturdenkmal „Kanzelbuche“ nach Sternenfels und über die Ravensburg zur Seemühle gegangen werden. Auf den Kunstfreund warten alte Wehkirchen, Grabmale der Ortsherren, schöne Fachwerkhäuser, eine große Burg, Reste eines Schlosses und andere Denkwürdigkeiten.

*Höhlen und Quellen
der Reutlinger und der Zwiefalter Alb*

Führung: Hans Binder

Sonntag, 16. Juli: Stuttgart – Metzingen – Gütersteiner Wasserfälle – Urach – Hohenwittlingen (Schillerhöhle, Ruine, Grab von D. F. Weinland) – Hengen – Seeburg – Münsingen – Offenhausen (Lauterquelle) – Bettelmannshöhle bei Derneck – Hayingen – Friedrichshöhle Wimsen – Zwiefalten (Kesselquelle) – Großengstingen – Bärenhöhle – Genkingen – Stuhlsteige – Pfullingen – Metzingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 18,-.

Es wird nur wenige Schwaben geben, die den „Rulaman“, David Friedrich Weinlands Geschichte „aus der Menschheit Morgen“, nicht gelesen haben. Der Höhle, die ihm das Vorbild der „Tulkahöhle“ war, der Landschaft, in der er lebte und starb, deren unvergängliches Loblied er sang, wird ein gründlicher Besuch abgestattet. Wie bei der karstkundlichen Fahrt im vergangenen Jahr wird an ausgewählten Beispielen gezeigt werden, welche Faktoren die Verkarstung bewirkten, ferner, wie der Mensch sich in Vergangenheit und Gegenwart mit den Gegebenheiten der Verkarstung auseinandersetzt. Die Höhlen- und Karstforschung vereinigte Spezialisten der verschiedensten Disziplinen. Ihre Beiträge lassen sich zu einem eindrucksvollen Gesamtbild der Alblandschaft zusammenfügen. Kleinere Fußwanderungen sind eingeschlossen. Feste Schuhe und Taschenlampen sind erforderlich.

Schwarzwald-Tage

Samstag, 22., bis Samstag, 29. Juli: In dieser Zeit findet in Villingen unsere diesjährige Ferienwoche statt, über deren Veranstaltungen eine Sonderankündigung Seite 60 berichtet. Sie wird von Stuttgart aus mit einer Gesellschaftsfahrt zu DM 14,- besucht.

Glocken in Hohenlohe

Führung: Pfarrer G. Gommel

Samstag, 9. September: Stuttgart – Untergruppenbach – Ohringen – Kirchensall – Niedernhall – Ingelfingen – Unterregenbach – Langenburg – Lendsiedel – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 18,-.

Wie die hohenlohische Landschaft sich nicht durch Großartigkeit, sondern durch liebenswerte kleine Kostbarkeiten auszeichnet, so sind auch die Dorfkirchen und ihre Glocken klein, aber von großer Schönheit. Aus der Fülle des Vorhandenen kann nur ein kleiner Ausschnitt gebracht werden. Wir werden Geläute vorwiegend des gotischen Mittelalters, einer Blütezeit der Glockengießerkunst, hören und teilweise auch sehen. Auch wird uns in Lendsiedel die älteste Orgel des Landes begegnen. So wird auch diese glockenkundliche Fahrt einen vielseitigen künstlerischen Genuß vermitteln.

Ries und Härtsfeld

Führung: Prof. Dr. H. Dölker

Sonntag, 17. September: Stuttgart – Aalen – Waldhausen – Hülen – Kapfenburg – Lauchheim – Baldern – Kerkingen – Kirchheim a. Ries – Goldburghausen – Goldberg – Bopfinger – Ipf – Flochberg – Elchingen – Ebnat – Groß- und Kleinkuchen – Nattheim – Heidenheim a. d. Br. – Böhmenkirch – Weißenstein – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 18,-.

Ries und Härtsfeld liegen nicht im Strom des Ausflugsverkehrs von der Landesmitte aus. Die beiden Landschaften bieten aber neben den Schönheiten der Natur auch bedeutende Kulturstätten. Diese auf etwas verschlungenen Wegen zu besuchen, ist die Absicht der Fahrt. Wenn das Wetter es zuläßt, soll auch der Ipf bestiegen werden.

Schmeiental und Donautal

Führung: Willy Baur

Sonntag, 24. September: Stuttgart – Hechingen – Bitz – Storzungen – Nusplingen – Dietfurt – Inzigkofen – Sigmaringen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 16,-.

Auf die Besichtigung der Storzinger Kirche folgt eine Wanderung durch einen Teil des Schmeientals und der Aufstieg zur Ruine Weckenstein; in Nusplingen bei Stetten a. k. M. wird der Omnibus wieder bestiegen, der uns nach Dietfurt bringt. Von hier aus wandert man auf der rechten Donauseite durch die sogenannte Grotten und den Park von Inzigkofen. Die Wanderzeit beläuft sich jeweils auf etwa zwei Stunden.

Oberes Donautal

Führung: Hauptkonservator Dr. H. Schönamsgruber

Samstag, 30. September und Sonntag, 1. Oktober: Stuttgart – Tübingen – Sigmaringen – Tiergarten – Wanderung zum Schaufelsen mit Abstieg nach Hausen i. T. – Beuron – Wanderung durchs Donautal nach Fridingen – Irrendorfer Hardt, Wanderung mit Abstieg ins Bäratal – Tieringen – Balingen – Tübingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 21,-.

Das Obere Donautal zwischen Sigmaringen und Fridingen bietet im Herbst ganz besondere Reize. Auf zwei je 2–3stündigen Wanderungen und einer dritten etwa 1½stündigen erschließen sich prächtige Ausblicke. Flora und erdgeschichtliche Vergangenheit werden dabei ebenso behandelt wie Probleme des Landschaftsschutzes und der Erhaltung bedrohter Tierarten in unserer Heimat. Für die Übernachtung sind Beuron und Hausen i. T. vorgesehen.

In den Sonntagswinkel im Stromberg-Vorland

Führung: Frau Elisabeth Zipperlen

Sonntag, 8. Oktober: Stuttgart – Bietigheim – Königstraße nach Freudental (Schloß, Kirche, Spaziergang

zum „Helenenstein“, Judenfriedhof) – Hofen (Kirche) – Bönningheim (Stadt, Schloß, Kirche, Burg) – Hohenstein (Schloß) – Kirchheim a. N. – Schloß Liebenstein – Ottmarsheim – Mundelsheim – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9,-.

Diese Fahrt soll den Teilnehmern viele verborgene Kostbarkeiten aufzeigen, in denen sich der geistige Reichtum der geschichtsträchtigen Landschaft unter dem Michelsberg künstlerisch verdichtet.

Fahrten ins Blaue

Samstag, 14. und Sonntag, 15. Oktober: Auch in diesem Jahr beschließen wir unsere Studienfahrten mit einer Fahrt ins Blaue, an der die Teilnehmer dieser Fahrten unentgeltlich teilnehmen können und die mit einem geselligen Zusammensein abschließt, bei der u. a. Aufnahmen vorgeführt werden, die bei den Fahrten gemacht wurden. Eine eigene Einladung hierzu ergeht nicht mehr. Wir bitten um Anmeldung bis spätestens 1. Oktober.

Dank und Bitte

Das natürlichste Wachstum eines Vereins besteht in der Werbung, die von der persönlichen Einwirkung seiner Mitglieder auf geeignete Personen des Freundes- und Bekanntenkreises ausgeht. Dies ist vor allem dort der Fall, wo zu wenig bekannte Vergünstigungen, die mit der Mitgliedschaft verbunden sind, herausgestellt werden können. Dazu gehören beim Schwäbischen Heimatbund der Bezug der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ als Vereinsgabe, ferner ermäßigte Teilnehmergebühren bei den Pfingsttagen und Ferienwochen und die Möglichkeit der Beteiligung an Studien- und Lehrfahrten, die nur Mitgliedern offenstehen. Wenn sich auch der Sinn einer Mitgliedschaft im Opfer des Mitglieds für die gemeinnützigen Zwecke erfüllt, so wird der Hinweis auf das, was der Schwäbische Heimatbund zu bieten hat, dennoch immer am Platze sein.

Auch die bloße Mitteilung von Anschriften zum Zwecke der Werbung hat sich vor allem bei Nennung des werbenden Mitglieds, wirksam erwiesen.

Wiederum können wir im Rückblick auf das Jahr 1966 einer Reihe von Mitgliedern danken, die unseren Verein und seine Sache auf die angedeutete Weise förderten. Wir führen ihre Namen im folgenden an (bei fehlender Ortsbezeichnung ist Stuttgart der Wohnsitz) und bemerken ergänzend, daß Beitritte ab 1. Januar 1967 in dieser Aufstellung noch nicht berücksichtigt wurden.

7 Mitglieder warb Studienrat Konrad Plieninger in Eisingen. 3 Mitglieder gewannen Herr Helmut Billing in Kirchheim/Teck, Amtsgerichtsrat i. R. Kurt Flogaus in Biberach, Apothekerin Gabriele Neumann, Dr. Oskar Rühle, Mittelschulrektor Friedrich Seiffer in Göppingen, Oberbaurat Ludwig Zimmermann in Ulm und Frau Luise Zwicker in Waiblingen. 2 Mitglieder führten uns zu Direktor i. R. Willy Baur in Hechingen, Frl. Hede Dorfner in Kirchheim/Teck, Studiendirektor Max Fritz in Backnang, Hauswirtschaftslehrerin Elly Fürst in Kirchheim/Teck, Notar i. R. Carl Harr in Aalen, Frau Hanna

Heintel, Frau Emilie Henne in Heilbronn, Oberbaurat i. R. W. Kittel, Stadtbaurat Kurt Lörcher in Kirchheim/Teck, OBERINGENIEUR Robert Mack in Backnang und Dipl.-Gärtner Manfred Mollenkopf. 1 Mitglied verdanken wir Frl. Marga Assmann, Herrn Rudolf Aldinger, Pfarrer i. R. Wilhelm Back in Leonberg, Dr. Emmi Baltz, Dr. Hans Bauer, Frau Clara Belzle-Weinland in Ludwigsburg, Architekt Dr. Friedrich Bihl, Frau Marie Brockhoff, Oberstudienrat i. R. Karl Bruder in Backnang, Dr. Emil Burkhardt, Drogist Walter Dorfner in Kirchheim, Frau Lydia Cailloud, Frau Marta Eggenfels, Frl. Else Foss, Frl. Martha Fröschle in Plattenhardt, Herrn Hans Fuchs in Heilbronn, Studienrätin Ruth Gehring in Kirchheim/Teck, Frau Emilie Gerok, Frau Gommel, Dr. Heinrich Graser, Architekt Dipl.-Ing. Peter Haag in Schorn-dorf, Herrn Wilhelm Hagspiel in Ludwigsburg, Frl. Rosa Haller, Dr. Else Hartmann in Böblingen, Frau Gerdi Hauser, Herrn Willi Henne in Aalen, Herrn Alfred Hummel in Leonberg, Oberstudienrat i. R. Dr. Otto Kerlé, Apothekerin Kirsch in Aidlingen, Frau Hede Klumpp in Fellbach, Frau Helene Knöckel, Frau Ria Koch in Großsachsenheim, Architekt Walter Köpf in Steinheim, Schwester Gertrud Krüger in Giengen/Brenz, Oberstudienrat i. R. Otto Lau in Kirchheim/Teck, Frau Käthe Lau in Kirchheim, Hauptlehrerin Ruth Lochmüller in Kirchheim/Teck, Frl. Lina Ludwig in Speyer, Apotheker Hans Palm in Owen, Frau Else Palmbach in Großsachsenheim, Frau Frida Rentschler in Tübingen. Dr. Otto Röhm in Kirchheim/Teck, Frl. Marianne Schad, Frau Sophie Schädel, Herrn Karl Schäfer, Frl. Lisa Schlegelmilch in Tübingen, Frl. Lydia Schmalzried in Bietigheim, Herrn Max Schmoihl, Herrn Kreisbaurat Gustav Schwab in Esslingen, Direktor Abteilungspräsident Ludwig Schwenzer, Dr. Dorothee Stephan, Frau Tilly Strumpf in Leonberg, Frau Lisel Vogel, Herrn Fritz Vogt, Frau Berthe Wagenmann, Frl. Lydia Warth, Frl. Irene Weber, Frau Gertrud Weychardt, Frl. Emmy Wilhelm, Frau Maria Zoeppritz in Kirchheim/Teck, Frau Ziegler und Frau Elisabeth Zipperlen in Bönningheim.

Spendenaufruf für den Hohenstaufen

In den dreißiger Jahren wurde auf dem allen Schwaben vertrauten und durch den Namen des schwäbischen Kaisergeschlecht weit über die Grenzen hinaus bekannten Hohenstaufen nach den Resten der mittelalterlichen Burg graben.

Krieg und Nachkriegszeit ließen keinen Raum für eine Fortsetzung der Grabarbeiten. Bis heute liegen daher die Spuren der damaligen Grabungen unbedeckt in der Nähe der Schutzhütte – keine Empfehlung für den schönen Berg und nicht selten Anlaß zu berechtigter Klage. Auch drohen die ausgegrabenen Spuren durch Verwitterung, Zerfall und Pflanzenwuchs wieder verloren zu gehen. Zur Wiederaufnahme der Grabungen fehlen derzeit die Fachkräfte und das nötige Geld.

Es gilt daher, die vorhandenen Spuren zu bewahren. Abbildungen der ehemaligen Burg und Pläne ihres Grundrisses, die in der Schutzhütte des Schwäbischen Albvereins aufgehängt werden sollen, mögen den Ungezählten, die den Berg besuchen, zu einem Verständnis der sichtbaren Mauerreste helfen. Es soll ferner die Bergkuppe durch Säuberungsarbeiten in einen ihrem Charakter als einer historischen Stätte und eines Ausflugsziels angemessenen Zustand gebracht werden.

Im übrigen soll der Berg jetzt im wesentlichen unberührt bleiben. Eine künftige ausgedehnte, wissenschaftlich betriebene Grabung wird sicher noch viele wertvolle Einblicke in die Vorgeschichte des Hohenstaufens bringen. Ihr mit unzulänglichen Mitteln vorzugreifen oder sie durch Störung der Erdoberfläche zu gefährden, könnte nicht verantwortet werden.

Die Unterzeichneten sind daher in Übereinstimmung mit anderen beteiligten Behörden und den Vertretern interessierter Organisationen gewillt, die Säuberungs- und Sicherungsarbeiten in Angriff zu nehmen. Aber selbst diese bescheidenen Arbeiten werden größere Ausgaben verursachen.

Da staatliche Mittel zur Zeit leider nicht zur Verfügung gestellt werden können, ist man wegen der Aufbringung des nötigen Geldes auf die Mithilfe der Öffentlichkeit angewiesen.

Die Unterzeichneten haben das feste Vertrauen, daß ein Spendenaufruf auf fruchtbaren Boden fallen wird und die benötigten Mittel aus dem Kreis derer aufgebracht werden können, für die Berg und Geschlecht der Hohenstaufen noch etwas bedeuten und die sich mit den Schönheiten der heimatlichen Natur verbunden fühlen. Der Gipfel des Bergs darf nicht weiterhin ungepflegt liegen!

Alle Freunde des Hohenstaufens werden hiermit herzlich und dringend um eine den heutigen Bau- und Arbeitspreisen angemessene Geldspende gebeten. Die Spenden sind steuerlich absetzbar; entsprechende Spendenbescheinigungen werden vom Landratsamt Göppingen erteilt.

Einzahlungen werden erbeten unter der Bezeichnung „Hohenstaufenspende“ an die Kreiskasse Göppingen (Girokonto Nr. 7 bei der Kreissparkasse Göppingen oder Postscheckkonto Nr. 23 32 Stuttgart).

Stuttgart / Göppingen / Hohenstaufen im Januar 1967

Staatl. Amt für Denkmal-
pflege Stuttgart
(gez.) Dr. Dölker
Professor

Landratsamt
Göppingen
(gez.) Dr. Goes
Landrat

Fremdenverkehrsgemeinschaft
Schwäb. Ostalb – Stauferland
(gez.) Dr. König
Oberbürgermeister

Gemeinde
Hohenstaufen
(gez.) Fetzner
Bürgermeister

Berichtigung

In der Wiedergabe des Festvortrags zum Tag der Deutschen Heimat von Gerhard Ziegler, Heft 4, Dezember 1966, sind einige sinnentstellende Druckfehler entstanden. Auf Seite 224 links 3. Zeile von unten muß anstelle des Wortes Eigentumsrecht das Wort Eigentumsunrecht stehen; ebenso rechts oben 1. Zeile und letzte Zeile des Abschn. 1, sowie auf Seite 225 Abschnitt „Ausblicke“ 6. Zeile von oben und 5. Zeile von unten. Selbstverständlich will Ziegler nicht das „Eigentumsrecht beseitigen“, sondern durch Beseitigung des Eigentumsunrechts das für unsere abendländische Kultur unabdingbare Eigentumsrecht erhalten wissen. Auf Seite 225 Abschn. 5 Zeile 3

muß „Ihr“ groß geschrieben werden. Es geht um den Kampf des Heimatbundes und vieler anderer Stellen und Persönlichkeiten gegen das Verbleiben und Entstehen von „Mondlandschaften“ durch achtlose Ausbeutung der Natur. Auf Seite 227 rechts oben letzte Zeile muß statt „Weltreise“ „Freizeiten“ stehen. Auf Seite 228 rechts Mitte muß es statt „Gegen wir weiter“ heißen „Gehen wir weiter ...“. Auf Seite 229 links unten letzte Zeile muß es statt „der Zenit“ heißen „das Zweite“. Schließlich entfällt in dem Bibelzitat Seite 230 links Zeile 10 das Wort „und“.

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthaus Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Die Wappenbücher

Wappenbuch des Landkreises Sinsheim. Herausgegeben vom Landkreis Sinsheim. Bearbeitet im Auftrag des Generallandesarchivs Karlsruhe von Paul Fütterer. 1960. 73 Seiten. Kart. DM 6,-.

Wappenbuch des Landkreises Böblingen mit kurzen Ortsgeschichten. Herausgegeben vom Landkreis Böblingen und der Archivdirektion Stuttgart. Unter Mitarbeit von Karl Hess bearbeitet von Eberhard Gönner. 1960. 111 Seiten mit 41 farbigen Wappenabbildungen und Anhang. 4 Tafeln mit 25 einfarbigen Siegelabbildungen. Kart. DM 6,-.

Wappenbuch des Landkreises Kehl. Herausgegeben vom Landkreis Kehl. Bearbeitet im Auftrag des Generallandesarchivs Karlsruhe von Hans Georg Zier und Julius Friedrich Kastner. 1961. 71 Seiten mit 7 Abbildungen und 35 farbigen Wappenabbildungen. Kart. DM 6,-.

Wappenbuch des Stadt- und Landkreises Heilbronn mit einer Territorialgeschichte dieses Raums. Herausgegeben vom Stadt- und Landkreis Heilbronn und der Archiv-Direktion Stuttgart. Bearbeitet von Eberhard Gönner. 1965. 199 Seiten mit 95 farbigen Wappenabbildungen, 30 Kunstdrucktafeln mit 124 einfarbigen Abbildungen. Kart. DM 15,-.

Wappenbuch des Landkreises Konstanz. Herausgegeben vom Landkreis Konstanz. Bearbeitet im Auftrag des Generallandesarchivs

die in den Veröffentlichungen der Staatlichen
Archivverwaltung Baden-Württemberg
erschienen sind:

Karlsruhe von Hans Georg Zier und D. Rössler. 1964. 199 Seiten mit 67 farbigen und 25 einfarbigen Abbildungen. Kart. DM 6,-.

Wappenbuch des Landkreises Bühl. Herausgegeben vom Landkreis Bühl. Bearbeitet im Auftrag des Generallandesarchivs Karlsruhe von Hans-Georg Zier. 1964. 154 Seiten mit 37 farbigen Wappenabbildungen und 55 einfarbigen Abbildungen. Kart. DM 6,-.

Wappenbuch des Landkreises Villingen. Herausgegeben vom Landkreis Villingen. Bearbeitet im Auftrag des Generallandesarchivs Karlsruhe von Hans Georg Zier. 1966. 128 Seiten mit 40 farbigen und 113 einfarbigen Abbildungen. Kart. DM 8,-.

Wappenbuch des Landkreises Göppingen. Herausgegeben vom Landkreis Göppingen und der Archiv-Direktion Stuttgart. Bearbeitet von Eberhard Gönner und Heinz Bardua. 1966. 128 Seiten mit 40 farbigen und 118 einfarbigen Abbildungen. Kart. DM 8,-.

Wappenbuch des Landkreises Tauberbischofsheim. Erscheint in Kürze.

Wappenbuch des Landkreises Rastatt. Herausgegeben vom Landkreis Rastatt und von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg. Bearbeitet im Auftrag des Generallandesarchivs Karlsruhe von Hans Georg Zier und Paul Fütterer. 1966. 67 Seiten mit 46 farbigen und 65 einfarbigen Abbildungen. Kart. DM 6,-.



W. Kohlhammer Verlag Stuttgart



WENN GELD -

Geld bringen soll oder Geld gebraucht wird

VOLKSBANK

Reinhold Maier
Feldpostbriefe aus dem Ersten Weltkrieg
1914–1918

Mit einer Einführung von Max Miller

173 Seiten, 2 Bildtafeln, 7 Kartenskizzen. Format 16,5 × 24,5 cm.

Leinen DM 16,80, engl. brosch. DM 14,20

Lebendige Vergangenheit. Zeugnisse und Erinnerungen.
Schriftenreihe des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins Stuttgart, 2. Band

Die fast lückenlos erhaltene Briefsammlung Reinhold Maiers aus dem Ersten Weltkrieg spiegelt die Zeit wider, in der eine Geschichtsperiode zu Ende ging und eine neue – unsere – Epoche begann. Die Probleme jener Zeit des Umbruchs beschäftigen heute die Geschichtswissenschaft sehr lebhaft. Reinhold Maiers Briefe zeugen von glänzender Beobachtungsgabe und sind sachlich; sie berichten darüber, wie es wirklich war.

Was ihre Lektüre besonders anziehend macht, ist die saubere Gesinnung des jungen Kriegsfreiwilligen, der von den Kämpfen an den Fronten im Osten, Süden und Westen ebenso offenherzig berichtet, wie er Land und Leute in den besetzten Gebieten mit innerer Anteilnahme schildert.

Kohlhammer



In Steinheim/Murr

wurde 1933 von Herrn Sigrist ein guterhaltener Schädel aus dem Quartär entdeckt.

In Böckingen

bei Heilbronn fand man in einer dicken Löß-Schicht altsteinzeitliche Abschlagwerkzeuge.

Auf der Schwäbischen Alb

in der Bocksteinschmiede über dem Lonetal fand Professor Wetzler Hunderte von Faustkeilen . . .

Solche Funde aus aller Welt sind wesentliche Merkmale beim Erforschen der

Urgeschichte der Menschheit

Das bekannte Standardwerk unter diesem Titel von R. Grahmann (†) ist soeben in 3., von Hansjürgen Müller-Beck völlig neubearbeiteter und dem augenblicklichen Stand der Forschung entsprechender Auflage erschienen (378 Seiten mit 143 Abb. i. Text, 10 Tabellen und 8 Tafeln. Ln. DM 29.-).

Wir weisen die Leser der

Schwäbischen Heimat

auf das Wiedervorliegen des Bandes hin, den sich die Teilnehmer an den Exkursionen des Schwäbischen Heimatbundes sicher gern zulegen werden.

In jeder Buchhandlung erhältlich.



Kohlhammer



Da steckt ein Vermögen drin

Unter uns gesagt: glauben Sie mir, aus 312 DM wird ein Vermögen. Nicht von heute auf morgen natürlich. Aber in ein paar kurzen Jahren. 312 DM im Jahr vermögenswirksam angelegt, (das heißt also von Steuern und Sozialabgaben befreit), damit sparen Sie schon 100 DM. Und dazu gibt es noch eine Prämie. 20 bis 30 Prozent. Es ist eine gute Sache, es lohnt sich. Sie sollten damit anfangen. Noch heute. Übrigens: die Sparkasse berät Sie bei der Vermögensbildung eingehend.



Wenn's um Geld geht
SPARKASSE



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

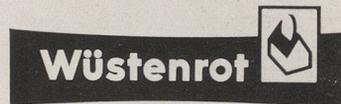
Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 273704



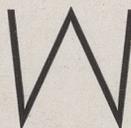
Auch künftig: Bausparvergünstigungen in alter Höhe und Baugeld zu nur 5 0/0

1966 wurden mit Wüstenrot-Hilfe an jedem Arbeitstag 150 Häuser finanziert – mit Baugeld zu nur 5%. Zwei Drittel der Bauherren dieser Häuser sind Arbeiter und Angestellte. Unterrichten Sie sich über das auch weiterhin staatlich geförderte Bausparen beim Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

Größte
deutsche
Bausparkasse



Ihre
Anzeigenaufträge
nimmt
entgegen:



Merkur-Werbung
Stuttgart-S
Staffenbergstraße 44
Postfach 740
Telefon 24 63 58 / 59 / 50

Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das Natio- nalsozialistische Regime 1933 bis 1945

Herausgegeben von der Archivdirektion Stuttgart

Bd. 1: 1966. III und 346 Seiten. Bd. 2: 1966. 414 Seiten. Leinen
beide Bände zusammen DM 32.–

Paul Sauer

Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern

Denkmale – Geschichte – Schicksale

Herausgegeben von der Archivdirektion Stuttgart.
1966. XII und 230 Seiten mit 51 Abbildungen. Leinen etwa
DM 25.–



W. Kohlhammer

WÖCHENTLICHE GESAMTAUFLAGE

DER RICHTIGE SCHLÜSSEL MUSS ES SEIN!

WOLLEN SIE ETWAS KAUFEN,
WOLLEN SIE VERKAUFEN?
WOLLEN SIE SICH UMFASSEND
ÜBER INTERESSANTE ANGE-
BOTE UND NACHFRAGEN IN
GROSS-STUTT GART
INFORMIEREN?

ES ÖFFNEN SICH
ALLE TÜREN
MIT ANZEIGEN u. BEILAGEN IM



**Stuttgarter
Wochenblatt**

7000 STUTT GART 1 · GEISS-STRASSE 4 · RUF 249931 · TELEX 07/23244

22. MRZ. 1967